



Richard Knötel

Die eiserne Zeit

vor hundert Jahren

1806-1813

Leipzig - Kattowitz
Carl Sievering



R. Knötel.







Die eiserne Zeit

vor hundert Jahren



Heimatbilder aus den Tagen der Prüfung
und der Erhebung



Bild und Wort

von

Professor Richard Knötel



Verlag von Carl Siwinna, Kattowitz und Leipzig.





572 352

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig) in Leipzig.

K-306/80/2

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzen

Eitel-Friedrich von Preußen

in tiefster Ehrerbietung gewidmet.



Einleitung.

Ein Städtchen mitten im Herzen Niederschlesiens gelegen. Wieder einmal weile ich, dem hastenden Getriebe der Großstadt entronnen, in seinen Mauern.

In tiefem Abendsfrieden liegt der große viereckige Marktplatz, wie allenthalben in Schlesien „Ring“ genannt. Giebelhäuser umgeben ihn, deren Reihe selten durch einen Neubau mit flachem Dache unterbrochen wird. In der Mitte des Platzes erhebt sich das alte Rathaus. Sein hoher, mit durchbrochenem Zwiebelbache geschmückter Turm schaut weit hinaus über die Dächer in gesegnete Fluren. Vor dem Rathause murmelt der große steinummauerte Röhrbrunnen. Der letzte Schimmer des Tages verglimmt nach und nach. Die Frauen sitzen strickend und schwägend vor den Türen, die Männer rauchen ihr Pfeifchen und vertrauen einander, Nachbar dem Nachbar, Freud' und Leid. Drüben von der Ecke her tönen die Klänge einer Ziehharmonika. Allmählich wird's stiller.

Man sucht nach des Tagewerkes Mühen die Ruhestätten auf. Die Lichter verlöschen. Fern, ganz fern

verhallt, vom leichten Abendwind getragen, der Pfiff und das Gestampf des Zuges von der Eisenbahn her, die heute das Städtchen mit der Welt verbindet.

Dann wird's ganz still. Nur der Strahl des Röhrbrunnens quirlt und gurgelt leise.

Der Vollmond schwebt langsam herauf und blickt zwischen den Giebeln hindurch. In tiefem Schatten liegt das Gäßchen, das vom Ringe nach der Kirche führt. Ihre Grundmauern haben schon die Zeit geschaut, wo drüben auf den Feldern von Wahlstadt die Völkerwoge des Mongolensturms brandete, wo Herzog Heinrich II., der heiligen Hedwig Sohn, durch seine Leonidastat das Abendland von der gelben Gefahr befreite. Der Boden hier sah die Greuel der Hussitenzüge, das dreißigjährige Kriegselend, Brände, Hungersnot und Pest. Wenn die Steine reden könnten!

Über diesen Platz ist der große Preußenkönig, der mit Schlesien einen neuen Edelstein seiner Krone zu-

fügte, mehr als einmal geritten. Hier weilte er auf den Kriegszügen, die er um den Besitz und die Behauptung dieser Provinz führte, später auf Reisen zur Berücksichtigung seiner Truppen, dabei aufbauend, was der Krieg zerstört, Landbau und Handel fördernd, Werkstätten besuchend und die Tätigkeit seiner Beamten prüfend. Diese Giebel haben ihn gesehen als jugendlichen Eroberer, haben ihn gesehen als „alten Fritz“, wie er im Gedenken seines Volkes lebt, — in seinem Adlerauge haben sie sich gespiegelt.

Die Jahre fliehen.

Ein Reisewagen, rings umdrängt von ehrfurchtsvollen und freudig erregten Menschen. An der Spitze einer Schar festlich geschmückter kleiner Mädchen stammelt befangen die pausbäckige Sprecherin die gutgemeinten Strophen in dem damals so beliebten Odentone, auf die sich der Ortsdichter nicht wenig zugute tut. Die hohe Frau, die dem Wagen entstieg, streichelt der Kleinen die roten Bäckchen, und stilles Glück liegt auf dem An-

gesichte ihres erhabenen Gemahls. Auf dieser Reise zeigt König Friedrich Wilhelm III. sein Land und Volk der jungen Gattin und zeigt dem Volke seine Königin — Luise, die unvergeßliche, der alle Herzen zusliegen. —

Die Jahre eilen.

Ein schweres Ungewitter zieht herauf am Abendhimmel. Fern im Westen grollt der Donner. Das Wetter geht auf den von der Saale bespülten Auen Thüringens nieder. Zwei furchtbare Schläge — Jena und Auerstedt!

Tage des Unglücks, der Schmach, der Entmutigung, Zeit der Prüfung, der Einteilung, herrliche Stunde der Erweckung!

Die Jahre rollen und wollen sich nun zum Jahrhundert runden.

Ein ganzes Jahrhundert seitdem! — — —

Die Fäden, die uns mit jener Zeit verbinden, reichen bis in die Tage der eigenen Kindheit.

Wie oft haben wir in abendlicher Dämmerstunde am flackernden Feuer des Kachelofens den Worten der

Großmutter gelauscht, wenn sie erzählte vom leichtlebigen König Hieronymus und vom tiefverhaßten General Dammme. Wir kannten als Kinder noch von Angesicht „die letzten jener lichtgewordenen Scharen mit weißem Haar und dem verblichnen Band“, jene Männer, die in eiserner Zeit dem Rufe ihres Königs gefolgt waren, das Vaterland zu befreien.

So fliegen die Gedanken zurück zur eignen Kindheit und die Bilder, die vor dem Auge aufsteigen, dünken uns alte Bekannte. —

Und in der Stille und Sammlung der Nacht, auf dem Marktplatz, dessen Alltagsgesicht vom Mondlichte verklärt erscheint, da werden die Bilder lebendig.

Ich sehe ihn stehen, mitten auf dem Platze, die Arme verschränkt, im grauen Mantel, jenen dämonischen Mann, der so unsagbares Elend über das Vaterland brachte, Napoleon, den Schlachtengewaltigen. Vorüber stampfen die Bataillone, rasseln die Schwadronen, rum-

peln die Geschütze, daß die Fenster klirren. Das „Vive l'empereur“ der Massen hallt von den Mauern wieder

— — — — —
Und der Boden, auf dem ich stehe, der steinerne Brunnen, die Giebel, das alte Rathaus, Zeugen jener Tage, sie raunen mir heimliche Kunde — — — —

„Saxa loquuntur“

Die Steine reden.

— — — — —
Was ich damals gehört und innerlich geschaut, so klar und deutlich, als hätt' ich's gesehen mit leiblichen Augen, das habe ich diesen Blättern anvertraut. Wenn es dich aber zu erfahren lüstet, warum ich dir gerade diesen Erdenwinkel zeige, so wisse, daß mir die Heimat sprach!

Richard Knötel.



I.

Von der Leipziger Messe zurückkehrende Kaufleute verbreiten die Schreckensnachrichten von Jena und Auerstedt.

Die Durchmärsche der Truppen sind beendet. Die preußisch-sächsischen Heere sind in Thüringen versammelt und in der Heimat harret man gespannt der Dinge, die da kommen sollen. Das lange Ausbleiben bestimmter Nachrichten hat die Geister unruhig gemacht. Im Honoratiorenstübchen des Wirtshauses sitzen die behäbigen Bürger und treiben Politik und Strategie. Merkwürdig, was für tiefgründige Kriegspläne und heilsame Ratschläge dort das Licht der Welt erblicken! Dem Herrenstübchen gegenüber, nur durch den Hausflur getrennt, liegt der Raum, in dem sich nach dem Wochenmarkte die Bauern an Kümmel und Bitterbier laben, die sogenannte „Bauernbucht“. Auch hier wird viel Politik getrieben und es fehlt nicht an Unglückspropheten.

Am 3. Oktober 1806 herrscht in dem kleinen sächsischen Städtchen große Bewegung. Es verbreitet sich

die Nachricht, daß der Prinz Luis Ferdinand gefallen sei. Sogar genaue Einzelheiten über den Hergang des unglücklichen Kampfes meldet das Gerücht. Seltsam, wie der Ruf diesmal dem Schicksal vorausgeht. Am 10. Oktober sollte sich das Los des Prinzen in derselben Weise erfüllen, wie die Sage es vorweg trug.

Später erzählt man sich, es sei in Berlin ein großer Sieg durch zwölf Postillone, die blasend durch die Straßen ritten, verkündet worden. Man wartet mit Unruhe auf die Bestätigung der Nachricht.

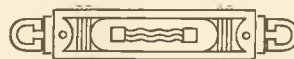
Vor dem Gasthose „Zum Schwarzen Adler“ am Marktplatz hält ein Reisewagen. Die Reisenden haben es eilig, müssen jedoch wohl oder übel den abgehegten Pferden eine Rast gönnen.

Durchreisende bilden für den Kleinstädter immer ein gewisses Ereignis. Vielleicht haben sie Nachrichten vom Kriege. Die Post bringt die Zeitungen zu langsam für die brennende Begier. — —

Und wirklich haben die Reisenden Nachrichten, — freilich solche, daß die Ohren gellen. Aus Leipzig, wo sie als Kaufleute zur Messe weilten, sind sie Hals über Kopf geflohen, als die Franzosen einrückten und zu brandschätzen anfangen.

Die Reisenden sind bald umringt und immer wieder müssen sie erzählen von den Schlachten bei Jena und Auerstedt, von der Vernichtung des preußischen Heeres und dem Eindringen des Feindes in Sachsen.

Die Kunde verbreitet sich wie ein Lauffeuer in der Stadt.





Von der Leipziger Messe zurückkehrende Kaufleute verbreiten die Schreckensnachrichten von Jena und Auerstedt.

II.

Rückkehr Versprengter und Fangflüchtiger.

Die ganze Größe des Unglücks ist anfangs noch nicht zu übersehen. Als endlich die Berliner Zeitungen vom 18. Oktober ankommen, liest man an erster Stelle:

„Laut vorläufig eingegangenen Nachrichten hat die Armee des Königs am 14. dieses bei Auerstedt eine Schlacht verloren; die näheren Umstände sind noch nicht bekannt, doch weiß man, daß Seine Majestät der König und dessen Brüder, Königliche Hoheiten, am Leben und nicht verwundet sind.“

Das klingt trostlos genug.

Die Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806 war eigentlich verloren, ehe auf der Höheebene oberhalb des linken Saaleufers die ersten Schüsse der französischen Schützenketten in den nebligen Oktobermorgen hineinknallten.

Bei uns Zersplitterung der Streitkräfte, Unent-

schlossenheit, Ratlosigkeit der Führer, immer noch die heimliche Hoffnung auf eine friedliche Beilegung des Streites; beim Feinde ein einziger, kraftvoll entschlossener Wille zum Siege.

Der Verlust der Schlachten war schlimm.

Schlimmer noch die nur zu bald folgende Schmach der kopflos feigen Übergabe der Festungen.

Das war nicht mehr Niederlage, das war der Zusammenbruch.

Der Oktober, der erwartungsangst begonnen hatte, räumt einem traurigen November das Feld.

Truppweis kommen sie zurück zur Heimat, die Versprengten und die, denen es gelang aus feindlicher Gefangenschaft zu entkommen, die „Kanzionirten“, wie man damals sagte.

Es kommen nicht nur die Landesfinder, die sogenannten „Kantonisten“, sondern auch die angeworbenen Söldner in großer Zahl. Sie haben ja längst keine andere

Heimat mehr als ihr Regiment. In der Garnison haben die meist nichts weniger als jugendlichen Berufssoldaten Frau und Kinder zurückgelassen.

Ein solcher Trupp wendet sich dem Städtchen zu. Gesunde neben Verwundeten, Bewaffnete neben Waffenlosen, die meisten in Uniform, einzelne, denen deutsche Brüder in Thüringen zur Flucht aus der Gefangenschaft behilflich waren, in Bauernkleidern.

Und fragst du die Wandermüden um Nachricht, so wird dir wenig vom Gange der Dinge kund werden. Die Armen haben ja keine Übersicht vom Ganzen. Sie können dir nur über ihr eignes armseliges Schicksal Rede stehen: wie lange sie in der „Bataille“ gestanden, wie die „Retraite“ begann, und wie sie versprengt wurden. Die Fangflüchtigen erzählen, wie ihnen der Sieger Uhr und Börse abgenommen, wie man sie über Nacht in Kirchen oder Ställe gesperrt, wie sie gefroren und gehungert haben, wie es ihnen gelang zu entkommen und wie sie, im Machtbereich des Feindes nur bei Nacht wandernd, bis hierher gelangten.





Rückkehr Versprenger und Fangflüchtiger.

III.

Der Feind ist da.

Ein grauer Wintermorgen. Trübe wie das Himmelszelt ist auch die Stimmung, die im Städtchen herrscht. Es liegt wie ein Alb auf den Gemütern. Der Feind soll gestern im Nachbarstädtchen Beitreibungen ausgeschrieben haben. Er ist in jedem Augenblick zu erwarten.

Die Arbeit will heute nicht schmecken. Der Drechslermeister, der an der Ecke der Niedergasse wohnt, hat die Arbeit wiederholt aus der Hand gelegt. Er tritt vor die Tür und tauscht mit der Nachbarin, die gegenüber aus dem Fenster schaut, Befürchtungen aus.

Da dröhnen plötzlich vom Niedertor her eilige Hufschläge und das Klappern anschlagernder Säbelscheiden. Ein neugieriger Blick, dann schließt sich das Fenster klirrend. In mächtigen Säßen springt der Drechsler-

meister nach der Tür. Krachend fliegt sie ins Schloß. Der Feind ist da!

Die feindliche Reiterabteilung hält vor dem Rathause, in dem die in Eile zusammenberufenen Stadtväter ängstlich und verschüchtert mit dem Offizier, der die Abteilung befehligt, verhandeln. Er hat der Stadt im Namen seines Generals eine sofort zu zahlende Kriegsteuer auferlegt und droht, als man von der Summe abzuhandeln sucht, zwölf der angesehensten Bürger als Geiseln fortzuführen, falls das Geld nicht in einer Stunde beschafft ist.

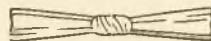
Ehe die gestellte Frist abläuft, ist die Summe gezahlt und der Feind wieder abgerückt.

Die erste der Kriegsteuern! Wie viele werden ihr folgen?

Der Konrektor der Bürgerschule, ein in der Stadt allgemein beliebter und geachteter Mann, hat an jener Sitzung im Rathause teilnehmen müssen.

Als er nach Hause kommt, sinkt er in den Stuhl, der vor seinem Schreibtische steht und bedeckt das Antlitz mit beiden Händen. Lange, lange sitzt er so da, dann schlägt er ein vor ihm liegendes Heft auf. Es ist „Johann Neubarths continuirter astronomisch-historischer und Schreib-Kalender auf das Jahr der Geburt Jesu Christi MDCCCVI“. Mit der selbstgeschnittenen Gänsefeder macht er einen dicken Strich unter das Datum und schreibt dann auf das gegenüberstehende Blatt grauen Schreibpapiere, mit dem der Kalender durchschossen ist, mit zitternder Hand in schnörklichen Zügen:

„Der Feind ist da! Gnad' uns Gott!“





Der Feind ist da.

IV.

Nach dem Scharmüßel.

Uberall im Lande fühlt man den Druck der eisernen Faust des Feindes. Kriegssteuern, Lieferungen von Tuch, Schuhen, Lebensmitteln, Schlachtvieh, Pferden! Die reichen Hilfsmittel des Landes, von den kopflosen Behörden ungenützt gelassen, fallen dem Feinde als willkommene Beute zu. Kein Heer steht mehr diesseits der Weichsel, das sich dem Siegeszuge des neuen Cäsar entgegenstellen könnte. Nur die Festungen beherbergen schwache Truppenteile. In welchem Zustande sind die Bollwerke! Alles, alles vernachlässigt! Indessen, so schnell wie Napoleon gehofft hatte, wurde er mit den schlesischen Festungen doch nicht fertig, und wenn auch die zuerst belagerten Plätze sich immerhin länger hätten halten können, so hielten sie doch wenigstens eine vierwöchentliche Belagerung und Beschießung aus, im Gegensatz zu jenen Fällen, wo die Kommandanten sogar dem anrückenden Feinde entgegenfuhrten, um ihm die Übergabe anzutragen. Unter der Bevölkerung herrschte teilweise sogar ein vorzüglicher Geist, so in Breslau, wo ein Teil der Bürgerschaft, freilich vergeblich, gegen die Übergabe Widerspruch erhob. Die letzten Festungen hielten sich aber bis zum Waffenstillstande, der den Friedensschluß einleitete. Die Ortschaften im Umkreise der Festungen litten furchtbar, das Land aber sah den Kleinkrieg, den beherzte „Partei-

gänger“ führten, indem sie Truppenteile aus Freiwilligen und Versprengten bildeten und dem Feinde auf seinen Verbindungslinien empfindlichen Schaden zufügten.

Draußen, eine Viertelstunde vor der Stadt, an einer Wegegabelung gelegen, steht ein einfaches ländliches Wirtshaus, der „rote Hirsch“. In Friedenszeiten, an schönen Frühlings- und Sommernachmittagen, pilgern die Bürgerfamilien dorthin, um sich bei sehr bescheidenen Genüssen zu erholen, die Frauen, um bei der Handarbeit zu plaudern, die Männer, um Kegel zu schieben, die Kinder, um sich auszutollen.

Heute liegt die Gegend winterlich verödet. Vor dem Hause hält ein Trupp feindlicher Reiter. Sie verlangen Wein. Der Wirt, mit Säbel und Pistole bedroht, holt alles, was er davon besitzt, aus dem Keller herauf. Es sind nur fünf Flaschen. Das Land ist, mit Ausnahme der Grünberger Gegend, kein Weinland, und wenn der Bürger sich einmal eine Flasche Wein gönnt, muß schon ein hoher Festtag im Kalender stehen. In dem Falle aber er geht nicht hinaus nach dem roten Hirsch, sondern nach dem schwarzen Adler am Ringe, dessen Wirt eine Weinhandlung besitzt. — Die Feinde lassen auf den armen

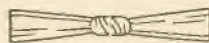
Hirschwirt Hiebe mit der flachen Klinge regnen, um mehr zu erpressen. Die Wütenden bemerken in ihrer Erregung eine preussische Reiterchar erst, als sie fast mitten unter ihnen ist. Der Wirt nimmt den günstigen Augenblick wahr, nach dem Hause zu entspringen.

Die nächsten Augenblicke sehen einen wilden freisenden Wirbelsturm. Klirren der Klingen, Krachen der Schüsse, wilde Rufe! — — — —

Eine kurze Spanne Zeit, die den im Hause ängstlich Lauschenden wie eine Ewigkeit dünkt, dann tobt der tolle Tanz weiter. — — — —

Der Hirschwirt wagt sich endlich, als alles wieder still geworden, vorsichtig heraus.

Mitten auf der Landstraße liegt, ein Opfer des Kampfes, ein preussischer Husar. Sein Pferd hat sich überschlagen und ist in den Graben gestürzt. Nun heißt es tun, was Menschen- und Christenpflicht gebietet. Zudem regt sich noch das warme Gefühl für die Retter. Mit Hilfe seiner beherzten Frau schafft der Wirt den Bewußtlosen ins Haus, während die greise Mutter händeringend ihr Geschick beklagt, daß sie auf ihre alten Tage noch einmal die Greuel des Krieges sehen muß, wie einst in jüngeren Jahren, als der Pandur und Kroat im Lande hauste.





Nach dem Scharmützel.

V.

Frau v. Bonin bringt eine königliche Kasse in Sicherheit.

In außerordentlichen Zeiten außerordentliche Menschen! In gewöhnlichen Zeitläufen, unter geordneten Verhältnissen haben Kraftüberschuß und Wagemut, Opfersinn und Hingabe an das Vaterland nicht die gleiche Gelegenheit hervorzuleuchten, wie im Kriege.

„Im Kriege, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.“

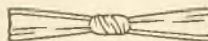
Und nicht allein der Mann.

Unser Bild zeigt eine heldenhafte Frau, die Gattin des früheren Rittmeisters, späteren Salzfactors v. Bonin zu Bunzlau, hoch zu Roß den Säbel an der Seite. Sie unternahm häufig Streifzüge, nur von wenigen Soldaten begleitet. Auf einem solchen machte sie im Februar 1807

den französischen General Brun, den Obersten Montbrun und noch zwei Offiziere zu Gefangenen. Mehrfach rettete sie mit eigener Lebensgefahr königliche Kassen, die sträfliche Feigheit in Sicherheit zu bringen unterlassen hatte.

Eine andere merkwürdige, vielleicht nicht ganz einwandfreie Erscheinung, die damals ebenfalls unsere Stadt vorübergehend in ihren Mauern sah, war der Leutnant Negro. Früher Stallmeister, war er während des Krieges vom Gouverneur zum Offizier gemacht worden. Er hatte eine Art Freischar um sich versammelt und hauste mit ihr in einer damals fast unzugänglichen Schlucht in der Nähe des Kochelfalles im Riesengebirge. Da es ihm an Geschütz fehlte, hatte er dorthin die beiden Böller von

der Burgruine Kynast schaffen lassen, die sonst dazu dienten, für die Besucher der alten Burg das Echo von den nahen Bergwänden zu ertönen. Negro, der seine Streifereien bis weit in die Ebenen Niederschlesiens ausdehnte und dabei dem Feinde manchen Abbruch tat, pflegte, wenn er beutebeladen ins Gebirge zurückkehrte, sich für die Anstrengungen durch üppige Gelage im Bade Warmbrunn schadlos zu halten. Er war von der Landbevölkerung sehr gefürchtet, da er die Dorfschulzen, deren Vaterlandsliebe ihm verdächtig erschien, fürchterlich verprügeln ließ. Die Bevölkerung war übel dran. War sie dem Feinde, der mit der Waffe drohte, willfährig, so strafte der Freund, diente sie dem Freunde, so nahm der Feind Rache. Negro fiel übrigens in Gefangenschaft.





Frau v. Bonin bringt eine königliche Kasse in Sicherheit.

VI. Eine Beitreibung.

Der traurige Winter hat dem Frühlinge den Platz räumen müssen, aber die Lage bleibt hoffnungslos. Was man vom Gange der Dinge erfährt, sind Nachrichten aus französischer Quelle, es sind die siegtönenden „Bulletins“ der großen Schlachten in Ostpreußen. Unsere Gegend ist von jeder Verbindung mit dem Könige und seinem Heere abgeschnitten. Aber es ist nunmehr ein mit umfassenden Vollmachten ausgestatteter Mann an die Spitze der Provinz getreten, der die Sache seines Königs mit glühendem Eifer und unermüdlicher Tätigkeit führt. Dem Grafen Goeßen dankt der preußische Staat die Erhaltung Schlesiens, denn es gelang dem Feinde nicht, sich zum völligen Herrn dieses Gebietes zu machen, ein Umstand, der beim Friedensschlusse schwer ins Gewicht fiel. Und wenn man mit Recht die herrliche Verteidigung von

Colberg als preußischen Ruhmestitel in schwerer Zeit anführt, dann soll man auch der andern Festungen und ihrer tapfern Kommandanten nicht vergessen, die sich teils bis zum Waffenstillstande hielten, der dem Frieden vorausging, teils erst erlagen, nachdem sie sich bis an die Grenzen der Möglichkeit verteidigt hatten. So werden stets die Namen Pillau mit dem Namen des Kommandanten Herrmann, Danzig mit Kalckreuth, Graudenz mit Courbière, Kosel mit Neumann, Neiße, Glatz und Silberberg mit Goeßen, der dort die Seele des Widerstandes wurde, verknüpft bleiben.

Im Lande stockt Handel und Wandel und dabei erhebt der Feind täglich neue Forderungen. Die Städte müssen Geld, Kleidungs- und Ausrüstungsstücke liefern,

die Dörfer Lebensmittel. Der Soldat muß ernährt werden:

„Tot kann er sein, satt muß er sein.“

Händeringend fleht der Bauer und seine Frau den feindlichen Offizier um Rückgabe seines Eigentums an, während man ihm das schöne Vieh vom Hofe treibt. Solche Kommandos gehören für den menschlich denkenden Soldaten gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten, aber dem Befehle muß gehorcht werden, denn die Selbsterhaltung ist die natürlichste Pflicht für das Heer. Der Soldat, der täglich und stündlich sein Leben einzusetzen bereit sein muß, lernt aber nur zu bald die Habe der anderen gering einzuschätzen und die Gewohnheit, Leid und Not zu sehen, stumpft bei vielen Naturen rasch das Gefühl des Mitleids ab.





Eine Beitreibung.

VII. Einquartierung.

Im Juli klingen die Friedensglocken von Stadt zu Stadt, von Turm zu Turm. Wohl hat man nach dem Kriegselend den Friedensschluß heiß ersehnt; als jedoch die Bedingungen, die der Sieger dem armen Vaterland auferlegte, bekannt werden, vermag kein Gefühl der Freude aufzukommen. Preußen hat an Land und Einwohnern ungefähr die Hälfte seines früheren Bestandes eingebüßt. Das Fürchterlichste ist die Frage der Kriegsentschädigung. Die preussischen Kommissare haben nach Abzug des bisher Geleisteten 19 Millionen Francs ausgerechnet, der Bevollmächtigte Napoleons 30 Millionen. Napoleon aber erhöht die Summe willkürlich auf 120 Millionen und hält das Land solange besetzt, bis die Summe abgetragen ist; ferner zwingt er Preußen, sich der Kontinentalsperre anzuschließen, durch die er seinen Todfeind England an der wunde Stelle zu treffen hofft — durch die Lahmlegung des Handels. Die Einfuhr der Kolonialwaren wird verboten, die vorhandenen Waren verbrannt und jede Zuwiderhandlung mit den strengsten Strafen belegt.

So herrscht also wieder Friede. Dem Blutvergießen ist Einhalt getan, aber die Plünderungen nehmen kein Ende; der Feind bleibt ja im Lande.

In der Bauernstube hat es sich die Einquartierung bequem gemacht. Die Bäuerin hat, schon um des lieben Friedens willen, sich redlich Mühe gegeben, die Mahlzeit nach ihren Begriffen recht lecker herzurichten. Aber die ungebetenen Gäste spielen die Verwöhnten. Nichts ist ihnen gut genug und einer der Kürassiere gießt der Bäuerin die Suppe vor die Füße.

Nichts von all dem Schlimmen, das die Anwesenheit des Feindes im Lande mit sich bringt, hat sich so tief und so nachhaltig dem Gedächtnis des Volkes eingeprägt, als die Verachtung der „lieben Gottesgabe“. Das Landvolk, tief religiös, sieht in der Nahrung das unmittelbarste Himmels Geschenk, und jeder Streich gegen das Brot — in der weitesten Bedeutung des Wortes — schreit zum Himmel. Daher die entsetzten Mienen der Bäuerin. Als die Reste der Großen Armee aus dem Feldzuge von 1812 halberfroren und verhungert zurückströmten und um Bissen trockenen Brotes bettelten, da sah das Volk darin die unmittelbare Strafe für die früher so häufige Entweihung der Gottesgabe. Die Elenden seien dafür vom Himmel mit einem unstillbaren Hunger geschlagen worden, meinte man.

Der Bauer soll Wein schaffen. Die Entschuldigung

mit dem Unvermögen wird mit Mißhandlungen beantwortet. Eine böse Saat, die hier gesät wird!

Der Staat des Großen Friedrich ist mit dem Tilsiter Frieden zu Grabe getragen worden. Doch nur die äußere Form ist zugrunde gegangen. Nicht umsonst hatte sich der alte Friedrich den „ersten Diener des Staates“ genannt, nicht umsonst der Weltweise von Königsberg, Immanuel Kant, die Lehre vom kategorischen Imperativ aufgestellt. Das tiefe Pflichtgefühl, auf dem Throne, wie im Volke, war die herrliche Erbschaft, die von dem alten Preußen auf das neue überging. Kein Staat hat nach einem so entsetzlichen Sturze eine so tiefe innere Einkehr gehalten, solche Selbstkasteiung geübt, wie Preußen nach jenem traurigen Kriege. Schon im Verlaufe des Feldzuges, nachdem der erste lähmende Schrecken überwunden war, hat der zähe Widerstand des Königs, die Haltung der Führer, die Tapferkeit der Truppen — wenn schon dieses alles das Geschick nicht mehr wenden konnte — Zeugnis gegeben, daß der alte Geist noch nicht erloschen war.

Ehe noch die Friedensbotschaft durch die Lande eilt, hat Preußen schon das große Werk seiner Neugestaltung begonnen.





Einquartierung.

VIII.

Aufbruch zum Schwarzen Herzog.

Trauriges Los jener auf Halbsold gesetzten Offiziere, die bei dem nach dem Tilsiter Frieden so stark zusammengeschrumpten Heere keine Wiederanstellung mehr finden konnten! Wohl ist es ein großer Trost, wenn durch die Untersuchungskommission, die das Verhalten jedes einzelnen Offiziers vor dem Feinde, auf Grund von Zeugenaussagen, zu prüfen hat, die Ehre fleckenlos wieder hergestellt ist, doch ist es hart, so schnell aus der Bahn geschleudert, mit dem kärglichen Halbsold bessere Tage abzuwarten.

Warum mußte auch damals, als bei Jena der Kampf um das Dorf Vierzehnheiligen tobte, sein Degen zerbrechen, als der pelzmüchtige Chasseur auf ihn einhieb! Jedesmal, wenn er daran denkt, brennt die rote Narbe, die von jenem Hiebe herrührt. Warm rann es ihm über die Augen und Wangen, die Sinne schwanden. Als er erwachte war er ausgeplündert und gefangen. — Gefangen!

Wieder heimgekehrt, brütet er vor sich hin, Tag um Tag, traurig und beschäftigungslos. In dieser Stimmung trifft ihn eines Tages der alte Major, der draußen in der Vorstadt wohnt, eine stadtbekannte Persönlichkeit. Dem Alten, der wundengebeugt längst seines Königs Roß ausziehen mußte, sieht man trotz des bürgerlichen Gewandes schon von weitem den Husarenoffizier des Großen Königs an. Der Schnurrbart im markigen Greisenantlitz, der Verdienstorden am Halse, die klirrenden Silbersporen lassen keinen Zweifel zu. Der Alte hat den jungen Leutnant, als dieser noch ein Kind war, auf den Armen getragen, den Sohn eines lieben, an seiner Seite bei Kaiserslautern gefallenem Regimentskameraden. Der junge Offizier, mit sich selbst und aller Welt zerfallen, hat den Alten nicht aufsuchen mögen — war's Scham, war's Stolz? Der Alte aber versteht den jüngeren, ohne

daß dieser nötig hätte schmerzliche Eröffnungen zu machen. Der Leutnant ist seitdem sein täglicher Mittagsgast.

Der April 1809 ist angebrochen. Durch den deutschen Eichenwald rauscht es und raunt es wie Freiheitsahnen.

Österreich ist im Begriffe loszuschlagen, von den Bergen Tirols flammen die Feuerzeichen auf, in Böhmen, unmittelbar an der schlesischen Grenze, in Nachod, dem Städtchen mit dem schön gelegenen Wallensteinschlusse, wirbt der Herzog von Braunschweig-Oels seine schwarze, totenkopfgeschmückte Schar. —

Als die Kunde ins Städtchen dringt, wird's dem Leutnant warm um's Herz. Bei Tische findet ihn der Major ungewöhnlich schweigsam. Als der Alte die Werbungen des Braunschweigers berührt, kann sein junger Freund nicht länger an sich halten, es muß heraus — er will in der schwarzen Schar Dienste nehmen. Der Alte lächelt. Er hat schon vorher seinen Schützling durchschaut. Er kennt ihn besser, als dieser sich selbst.

Der Entschluß ist gefaßt; die Angelegenheiten sind rasch geordnet. Als Abschiedsgeschenk muß der Leutnant das Pferd des Alten annehmen, das dieser ihm förmlich aufdrängt unter dem Vorwande, daß ihm die morschen Knochen nicht mehr erlaubten, den Gaul zu besteigen.

Wenn auch der Entschluß zur Reise nach Nachod gefaßt ist, darf er doch nicht laut werden. Der Feind hat überall Horcher und Späher und in letzter Stunde könnten sich Hindernisse in den Weg legen, denn die Regierung steht unter dem Drucke des Zwingherrn und ein Verbot der Werbungen ist nicht ausgeschlossen. Dann aber wäre es ohne schwere Gewissenskämpfe nicht möglich, dem Zuge des Herzens zu folgen.

Da der alte Diener Johann, sonst eine treue Seele, sehr geschwätzig ist, besonders wenn er die Gurgel angefeuchtet hat, heißt es, der Leutnant zöge zu einem

Freunde, der in der Mark Brandenburg ein Gut besitz. Und wirklich bringt Johann auch diese Nachricht allenthalben an den Mann, bei den freundlichen Nachbarn, die sich so gern um alle möglichen Dinge kümmern, die sie nichts angehen. Aber der Zweck ist erreicht.

So erscheint der Morgen der Abreise. Johann hat den Gaul gesattelt und gepackt, auch die Pistolen in die Halftern zu stecken nicht vergessen, denn die Wege sind nach dem Kriege unsicher, da sich viel Gesindel auf den Landstraßen herumtreibt. Darum fällt es auch nicht auf, daß der Leutnant zur bürgerlichen Kleidung einen Säbel anlegt, dessen Bügel er mit dem geliebten Ehrenzeichen, dem schwarz-silbernen Portepée umwunden hat.

Noch ein letzter Händedruck, den der junge mit dem alten Offizier tauscht, dann hinaus in den silbernen Frühlingsmorgen!

Die Blüten, die im Frühling von 1809 so reiche Ernte versprochen, sind abgefallen. Alles Ringen war vergebens. Österreich wird geschlagen, trotzdem ihm bei Aspern die Siegessonne leuchtete, Tirol unterjocht, die Erhebungen Kattes, Dörnbergs scheitern, Schill verblutet in Stralsund. Der Herzog von Braunschweig-Oels rettet nach heldenkühnem Zuge quer durch Norddeutschland seine schwarze Schar zu Schiffe nach England, das soldatenbedürftig die Truppen gern in Sold nimmt.

Im fernen Spanien, bei Orthez, haben sie ein Grab gegraben und betten einen jungen Offizier hinein, über dessen bleiche Stirn sich ein rotes Wundmal zieht. Ernste Männer im schwarzen Rächerkleide, den Czako mit dem Totenkopfe und langem, wehendem schwarzen Roßschweif geschmückt, umstehen das Grab. Zu Häupten hat eine geschlossene Abteilung Aufstellung genommen. „Das Gewehr hoch angelegt! — Feuer!“ Drei Salven krachen, dann rufen die Hörner zum Abmarsch. — — — Schlaf' wohl in fremder Erde!





Aufbruch zum Schwarzen Herzog.

Ausbildung der Krümpfer.

Hart waren, von den furchtbaren Kriegsauslagen abgesehen, besonders die Bedingungen, die der übermütige Sieger in Hinsicht auf das Heer vorschrieb. Preußen durfte nicht über 42000 Mann unter Waffen halten und keine Landwehr errichten. Außer sieben Militärstraßen, die Napoleon sich vorbehielt, mußten ihm auch die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau eingeräumt werden. Die Verpflegung dieser französischen Garnisonen wurde ebenfalls Preußen aufgebürdet.

Was in jenen traurigen Jahren das Vaterland in seiner entsetzlichsten Not an aufbauender Arbeit geleistet hat, ist über alle Begriffe erhaben. Der König, der mit klarem Blicke die Schäden erkannt hatte, fand in dem genialen Scharnhorst den rechten Mann für die Neuschöpfung des Heeres. Das Werbe- oder Ausländerssystem wurde abgeschafft, die zahlreichen gesetzlichen Befreiungen vom Kriegsdienst beschränkt, durch Abschaffung der Prügelstrafe der Ehrgeiz gehoben, das Offiziercorps von ungeeigneten Elementen befreit, die Offizierslaufbahn den Bürgerlichen in größerem Umfange geöffnet; — kurz und gut das ganze Heerwesen wurde auf neue Grundlagen gestellt.

Ähnliche Wandlungen gingen auch auf den übrigen Gebieten des Staatswesens vor sich. Hier ist es der edle Freiherr vom und zum Stein, an dessen Namen sich die

Erinnerung an die Errungenschaften jener Jahre knüpft. Freilich wurde er Napoleon bald unbequem und mußte landflüchtig werden. Damals wurde die Leibeigenschaft, die sog. „Erbuntertänigkeit“, aufgehoben, durch die neue Städteordnung das Selbstverwaltungsrecht der Städte begründet, den Juden die bürgerliche Gleichstellung gewährt und eine Reihe weiterer wichtiger Neuerungen eingeführt.

Um bei der geringen Stärke des Heeres, in der Voraussicht des kommenden Abrechnungstages, eine größere Menge ausgebildeter Mannschaft zur Verfügung zu haben und doch nicht den Verträgen zuwider zu handeln, griff man zu einem Auskunftsmittel, das sich in der Folge trefflich bewähren sollte.

Man entließ bei jeder Kompagnie, Eskadron oder Batterie eine Anzahl länger dienender Leute mit unbestimmtem Urlaub und zog dafür junge Dienstpflichtige ein, die rasch ausgebildet und dann sofort wieder beurlaubt wurden, worauf wieder neue Rekruten an ihre Stelle traten usw. — Das geschah mehrere Monate hindurch in jedem Jahre.

Die jungen Soldaten mit kurzer Ausbildungszeit nannte man „Krümpfer“, ein Ausdruck, der dem Tuch-

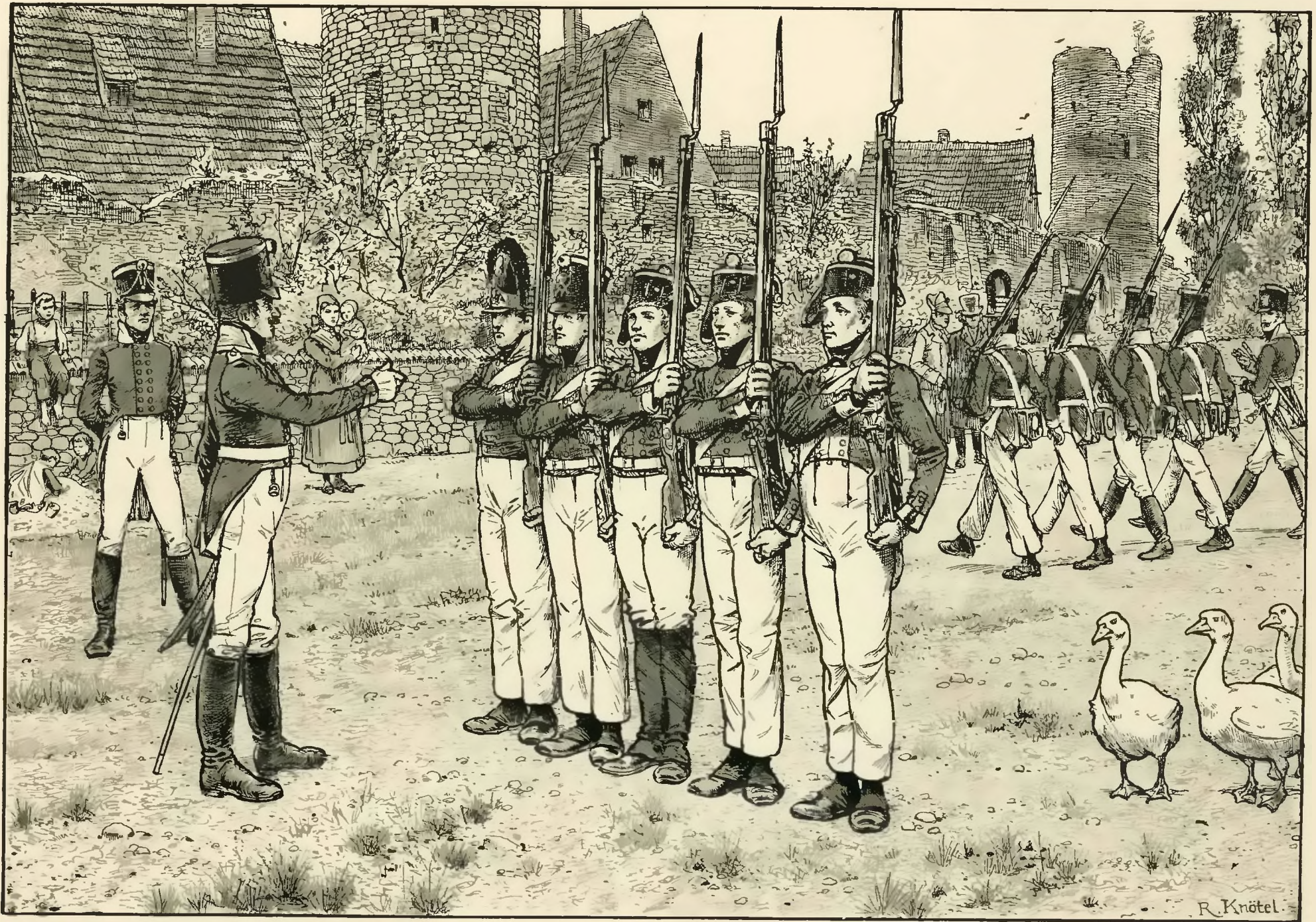
machergewerbe entnommen ist. Da beim Krumpfen das Tuch einläuft, so gibt man beim Verkaufe Krumpfmaß als Ersatz zu. Ein Krümpfer ist also ein Soldat, der einen Beurlaubten ersetzt.

Ein Exerzierplatz im Jahre 1810. Eine Abteilung Krümpfer übt Griffe. Die Gesellschaft sieht freilich etwas merkwürdig aus. Der Offizier und die Unteroffiziere tragen die neue Uniform mit dem Uzafo, die bei der Neubildung des Heeres eingeführt wurde, aber die Mannschaft muß sich noch vielfach mit alten recht mitgenommenen Uniformstücken begnügen, auch an Lederzeug und an Säbeln fehlt es. Bei der furchtbaren Geldnot muß es einstweilen auch so gehen. Die Montierungskammern gleichen vielfach Trödelbuden.

Nun, wenn die Gesellschaft auch nicht schön aussieht, Hauptsache ist, daß sie einst ihre Schuldigkeit tut.

Die Unteroffiziere tragen zum kleinen Dienst zwar noch den Stod, aber die Prügelstrafe ist ja abgeschafft; er ist nur noch ein äußerliches Erinnerungszeichen an ein überwundenes System. Als aber 1813 das Heer wirklich zum Volke in Waffen wird, verschwindet nach einem königlichen Befehl vom 12. Februar auch der Stod gänzlich aus dem Heere.





Ausbildung der Krümpers.

X.

Der Komet von 1811.

Das Jahr 1810 ist als Trauerjahr eingeschrieben in das Buch der Geschichte des Vaterlandes. Die Totenglocken tönen durch die Lande und melden den Heimgang der hehren Königin Luise. Kummer und Schmerz über den Niedergang des Vaterlandes haben das edle Herz allzufrüh gebrochen. Wie eine Märtyrin ging sie dahin, die den großen Morgen der Befreiung hinieden nicht mehr sehen sollte.

„Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache:
Ein guter Engel für die gute Sache!“

Im Sommer 1811 gehen große Dinge am Himmel vor. Die Sonne brennt monatelang Tag für Tag in unerbittlicher Glut nieder vom Himmel, den kein Wölkchen trübt. Die Quellen versiegen, die Flüsse trocknen aus, das Laub fällt weiß von den Bäumen, die Ernte verfengt. Ein Tag immer glühender als der andere. — Und Nacht für Nacht steht ein großes Zeichen am Firmamente, mit bleichem Schein, — ein riesiger Komet.

Gottes Zuchtrute nennt ihn das Volk.

Ein Komet bringt Krieg, Hungersnot oder großes Sterben, das ist eine alte Sage im Volke und die unheimliche Erscheinung wirkt beängstigend auf die Gemüter.

Vor dem Gasthause zu den drei Kronen stehen die Bürger und starren nach dem Schweifstern, denn das wunderbare Himmelszeichen lenkt immer wieder die Blicke von neuem auf sich. Der sehr abergläubische Bäcker-

meister, der in seinem Arbeitsanzuge gekommen ist, da er gleich wieder in die Backstube im Kellergeschoß hinabsteigen muß, hält mit seiner Meinung nicht zurück, daß der Komet sicher den Krieg bringt. Der Konrektor aber, dem die Volksaufklärung sehr am Herzen liegt, darf das natürlich nicht gelten lassen. Er hat sich in Eifer geredet und erklärt den Hörern, daß jene Sonnen da droben nach uralten Gesetzen ihre Bahnen wandeln, umkreist von ihren Planeten und deren Monden, und daß unsere Erde nur ein winziges Stäubchen im großen Reigentanze der Welten sei. Wie vermessen sei es doch, wenn die armseligen Menschlein, die den Ameisenhaufen, Erde genannt, bevölkern, sich einbildeten, jene Riesen Sonnen, jene Erden, Monde und Kometen hätten nur den Zweck, den Erdenwürmern, deren Geschlechter verwehen wie die Spreu im Winde, das bißchen Glück und Unglück zu künden. Der Krieg werde ja wohl kommen, denn alle Verhältnisse drängten darauf hin, er liege in der Luft, aber der Komet habe damit nichts zu tun.

Da kommt er aber schon beim Bäckermeister an. Das wäre alles solche neumodische Bücherweisheit. Daß die Erde sich um die Sonne drehe und all' solchen Kram, das glaube er nicht. Was er wisse, wisse er. Er lasse sich nichts einreden, wie er neulich schon erklärt habe, als der Konrektor behauptete, es gäbe keine Gespenster, wo man doch aus eigener Erfahrung wisse, daß es allnächtlich auf dem Trockenboden des eignen Hauses „umgehe“.

Mehr Eindruck haben des Lehrers Worte auf den Seiler gemacht, der in Hausrock und Nachtmüße sein geliebtes Pfeifchen raucht. Was für ein Kraut dabei sich in Rauch auflöst, mag der Himmel wissen, denn die Kontinentalsperre hat die Preise der Kolonialwaren fast unerschwinglich gemacht. Des benachbarten Barbiers „Subjekt“ — so wurden im Barbiergewerbe die Gesellen genannt — behauptet, der Seiler habe in seiner Rauchwut bereits einen alten Rollstuhl aufgeraucht, d. h. das Seegras, mit dem der Stuhl gepolstert war; aber das ist gewiß erfunden, denn der windige Gesell lügt ja, wenn er den Mund aufthut.

Als der Seiler darauf sein Lager aufsucht, kann er lange keine Ruhe finden, denn durch den Spalt der Fenstervorhänge grinst gar zu unheimlich das Lichtgespenst. Wohl haben des Konrektors Worte ihn überzeugt, trotzdem aber betet er inbrünstig: „Vor Krieg, Hungersnot und Pestilenz bewahre uns gnädig, o Herr! Amen.“

Ein Umstand aber hat auf Geschlechter hinaus das Jahr 1811 denkwürdig gemacht. In jenen Gegenden des weiten deutschen Vaterlandes, wo die Reben wachsen und doch mitunter, trotz aller Pflege, nur kümmerlichen Ertrag geben, reift ein Wein in der Glut des Kometenjahres, der an Güte alles übertrifft, so weit man denken kann — der 1811er, der Kometenwein.





Der Komet von 1811.

XI.

Vom Marsche der Großen Armee nach Rußland.

Das Kometenjahr neigt sich dem Ende zu. Der Krieg liegt allerdings in der Luft. Jeder einzelne fühlt es. Während des folgenden Winters mehren sich die Gerüchte über die zunehmende Spannung zwischen Frankreich und Rußland. „Im Frühjahr geht's los,“ darüber ist nur eine Stimme. Als bekannt wird, daß Preußen notgedrungen durch den Vertrag vom 14. Februar 1812 ein Hilfskorps von 20000 Mann zu stellen sich verpflichten mußte, da schüttelt wohl mancher traurig das Haupt. Hin und wieder gibt es freilich Napoleonsbewunderer, die sich durch die schönen Phrasen der französischen Kundgebungen haben fangen lassen. Mit der Zeit wird aber aus manchem Saulus ein Paulus werden.

Noch hat der Frühling nicht seinen Einzug gehalten und schon wird es lebendig auf den Militärstraßen. Napoleon läßt marschieren.

Eine gewaltige Völkerwoge wälzt sich ostwärts: Zunächst die riesigen Heere Frankreichs selbst, zu denen

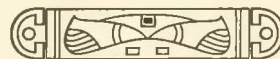
die Truppen aus den jüngst einverleibten Staaten stoßen, wie Holländer, Oldenburger, Hanseaten, Dalmatier, Kroaten. Die Hänge der Alpen, die Ebenen der Combardei, die sonnigen Gestade von Neapel, die Ufer des Tajo senden ihre Söhne. Sie nahen, deren Wiege im fernen Katalonien stand, wie die, auf deren Knabenspiele die Rebenhügel des Rheines und Neckars herabschauten. Von der graugrünen Isar kommen sie, von dort, wo alte Bischofsstädte sich in den Fluten des Maines spiegeln, Primaten aus der stolzen Krönungsstadt der römischen Kaiser deutscher Nation, derbe, kernige Westfalen, geschmeidigere Sachsen. Das Kleverland schickt seine Mannen, die stille bienendurchsummte Lüneburger Heide, die grünen Waldberge Thüringens, die armen Dörfer der rauhen, windreichen Hohen Rhön. Die Polen schließen sich an, auch Österreich stellt ein Hilfskorps.

Und das alles heßt der starre Wille des Einen, die grenzenlose Zucht des Imperators zum Kampfe um die Weltherrschaft.

Zwischen den Truppen rollen lange Züge von Ge-

schützen und Wagen mit Schießbedarf, trotten große Herden Schlachtvieh, rumpeln Marktenderfarren, Aften- und Geldwagen, Feldlazarette, Fuhrwerke der Kriegskommissare. Dann wieder schier endlose Züge Fußvolks, an der Spitze die mit Schurzellen und Ätzen ausgerüsteten bärtigen Zimmerleute; die Trommeln wirbeln, schmetternd fällt die Janitscharenmusik ein. Das Fußvolk bildet die große Masse. Das Auge aber weidet sich noch mehr an der prächtigen Reiterei, die Trompetenklänge schon von fern her ankündigen . . . Kürassiere und Dragoner mit roßschweifgeschmückten Helmen, grüne Jäger zu Pferd, Husaren in allen Farben des Regenbogens, grüne und blaue Lanzenreiter, portugiesische Reiter, braun von Antlitz und Kleidung, grüne bayrische und hessische Chevaulegers mit Raupenhelmen, feuerrote sächsische leichte Reiter, die neapolitanischen Leibwachen Murats, aufgepußt wie die Pfauen, die herrlichen Ehrengarden des Vizekönigs von Italien, die blauen Gardes du Corps des leichtfertigen Westfalenkönigs von Napoleons Gnaden.

— — — Wer könnte das alles in Kürze schildern!





Vom Marsche der großen Armee nach Rußland.

Rückkehr der Trümmer der Großen Armee.

Silvesterabend!

Um den runden Tisch in der Mitte des großen Zimmers zu ebener Erde hat sich die Familie geschart, auch einige Bekannte haben sich eingefunden. Die jüngeren Kinder hat man zu Bett geschickt, die älteren dürfen heute mit den Erwachsenen die Mitternacht erwarten. Auf dem Tische dampft der Punsch in der großen Terrine. Einige Schüsseln sind mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen gefüllt, noch von dem weihnachtlichen Vorrat. Die im Hause selbst gegossenen Talglichter verbreiten gerade keine allzugroße Helligkeit, man ist aber in diesem Punkte nicht verwöhnt. Oft muß von der messingenen Lichtpußschere Gebrauch gemacht werden, wenn der Docht, vom Talg entblößt, trübe zu schwelen anfängt. Im Kachelofen knistert das Holzfeuer, öfters neue Nahrung heischend, denn es ist bitterkalt draußen und in der scharfen Winterluft flimmern und flirren die Eiskristalle beim dürftigen Scheine der spärlichen Öllaternen. Die älteren Familienmitglieder sind ernst gestimmt; ist man doch eben von der Jahreschlußpredigt aus der Kirche heimgekehrt, und die Worte vom Ernste des Lebens und vom Ernste der Zeit haben heute an der Wende des Jahres tiefen Widerhall gefunden. Die Jugend aber, vor der die Zukunft in hoffnungsgoldigem Lichte liegt, steckt mit ihrer Lebensfreude schließlich auch die älteren an, namentlich als die Töchter des Hauses vom Bleigießen aus der Küche kommen und die merkwürdigen Metallgebilde lustige Deutungen erfahren.

Da klopf es an der Tür. Auf das vielstimmige „Herein“ erscheint der alte Freund des Hauses, der Konrektor, auf der Schwelle, in der Hand ein kleines Zeitungsblatt. Alles stürzt ihm entgegen, denn nur zwei- oder dreimal in der Woche bringt die Post das Berliner oder

Breslauer Blättchen. Heute ist es die Nummer vom 27. Dezember. Sie enthält das berühmte 29. „Bulletin“, das Napoleon von Malodetschno aus am 3. Dezember erließ und das, wenn auch verschleiert, den Untergang der Großen Armee zugibt. Die Männer drücken sich stumm die Hände, bei der Jugend bricht die Begeisterung in hellen Flammen aus. Man fühlt die Wucht der Stunde. Da hebt die Uhr aus und kündet mit hellen Schlägen die Mitternacht.

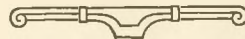
„Prosit Neujahr!“ Von den Türmen klingen die Glocken, die Fenster öffnen sich und hinaus schallt der Wunschruf, der sich von drüben wiederholt und sich fortpflanzt, durch die eben noch so stillen, winterlichen Straßen. Was wird das neue Jahr bringen?

Hell und klar bricht der erste Tag des Jahres 1813 an. Überall, wo sich Bekannte begegnen, tauschen sie Neujahrswünsche aus und besprechen das große Ereignis des Tages, die Auflösung der Großen Armee auf den Schneefeldern Rußlands.

Im engsten Zusammenhange damit steht eine weitere Nachricht, die ein junger Mann mitbrachte, der gestern mit der Post aus Glogau kam, wo er bei Verwandten die Feiertage verlebt hat. Am 12. Dezember, abends 8 Uhr, sei, aus Rußland kommend, vor dem Glogauer Schlosse ein Schlitten vorgefahren, dem, ganz in Pelze gehüllt, ein hoher Herr entstieg sei, angeblich der Herzog von Vicenza. Bei seinem zweistündigen Aufenthalte sei er, nachdem er sich seiner Vermummung entledigt, als Napoleon selbst erkannt worden. In der Schloßküche habe man einen Anschlag auf sein Leben erwogen, doch habe ihn die schnelle Abreise gerettet. Für die Weiterreise habe ihm der französische Gouverneur von Glogau

100 reitende Jäger als Bedeckung mitgegeben und ihn selbst 2 Meilen weit bis Polkwitz begleitet. Die Nacht, in der er Glogau verließ, war eine der kältesten. Von den 100 Mann der Bedeckung waren bei der Ankunft des Schlittens in dem etwa 6 Meilen entfernten Hannau nur noch 7 Mann übrig und von diesen war nur einer fähig, den Weg weiter fortzusetzen. Die übrigen waren unterwegs liegen geblieben; viele sind wohl erfroren.

In den Tagen des Januar und Februar flutet der Trümmerstrom der Großen Armee zurück. Keine geschlossenen Truppentkörper, nur kleinere oder größere Haufen, die oft eher Scharen sicker Bettler gleichen, als Soldaten; zerlumpt, die Mantelschöße verfault, oder versengt von dem Feuer der Bewachen, um die Schultern Weiberröcke, mitunter gestickte Kirchengewänder gefchlungen, das Schuhwerk zerrissen. Mit Lumpen, Pelzlappen, Kakenfellen, selbst mit Segen von Ledertapeten haben sie versucht, der Kälte zu wehren. Andere in kostbaren Zobel- und Hermelinpelzen, die einst die Schultern russischer Fürstinnen schmückten, dann aber bei der Plünderung im Flammenscheine Moskaus dem welschen Fremdling zur Beute fielen. Der übrige Raub an Gold, Silber und Edelstein wurde auf der Flucht ums Leben in den kotigen Schnee der Landstraße geworfen, aber das köstliche Pelzwerk wärmte. Verhungert, mit erfrorenen Gliedern, hohläugig, todesmatt, viele den Typhuskeim in sich bergend, schleppen sich die Elenden daher durch die Straßen mit Gesichtern in allen Farbenschattierungen, von der weißen Leichenfarbe, bis zur schwarzen des Brandes. Wo solch ein Unglücklicher zusammenbricht, da siegt bei den Einwohnern das gute Herz über den Feindeshaß und dem Armen wird Labung zuteil.





R. Knötel.

Rückkehr der Trümmer der Großen Armee.

XIII.

König Friedrich Wilhelm III. auf der Fahrt nach Breslau.

Die Nachrichten jagen sich.

Am Morgen des 30. Dezember hat General Hork, der an Stelle des erkrankten Generals Grawert den Befehl über das preussische Hilfskorps führt, in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen mit den Russen einen Vertrag geschlossen, demzufolge er die Feindseligkeiten einstellt und eine neutrale Stellung zwischen Memel und Tilsit bezieht, um dort die Befehle seines Königs zu erwarten. Die Kunde schlägt wie eine Bombe ein; der Schritt wird sehr verschieden beurteilt. Während die einen meinen: „Das Kapitulieren geht wieder los, wie anno 1806,“ sehen die andern in dem Abschluß des Vertrages den Anbruch der Erhebung.

Am 22. Januar verläßt König Friedrich Wilhelm III. in Begleitung des Kronprinzen Potsdam, da man rechtzeitig erfahren hat, daß die Franzosen im Sinne haben, sich seiner Person zu bemächtigen. Begleitet von seinen Gardes begibt er sich nach Breslau. Da die Festung Glogau und somit die nächste Straße in den Händen der

Franzosen ist, auch eine neue französische Division auf Berlin marschiert, bleibt nur der Weg über Beestow frei. Prinz Wilhelm und die jüngeren Kinder des Königs folgen zwei Tage später. Man hat Vorforge getroffen, daß auf vielen Punkten Abteilungen von Normal-Dragonern und Normal-Husaren (später Garde-Dragoner, bezw. -Husaren genannt) zurückbleiben, um den königlichen Wagen bis zum nächsten Posten als Bedeckung zu dienen.

Die Reise selbst war nicht gefahrlos, wie sich aus der Schilderung des Reisebegleiters der jüngeren Kinder des Königs ergibt. „Man mußte wegen der auf vielen Punkten zur Beobachtung aufgestellten französischen Truppen zuweilen umkehren und andere Wege einschlagen, einmal selbst einen besetzten Punkt berühren; allein dies geschah alles mit solcher Unerbitterlichkeit und Schnelligkeit, daß die vielleicht hierdurch betroffene Besatzung den König ruhig ziehen ließ.“

Auf schlesischem Boden angekommen, ist der Landesherr in Sicherheit. Da die Festung Glogau in weitem Bogen umgangen werden muß, wird ein großer Teil

Niederschlesiens durchquert und am 25. Januar, 3 Uhr nachmittags, zieht der König in das vieltürmige Breslau ein.

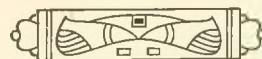
Unvergessliche, leuchtende Tage, jene kriegsbangen Tage an der Schwelle des großen Jahres 1813!

Alles drängt auf die große Abrechnung hin. Bei der völligen Auflösung der Großen Armee wäre es ein Leichtes gewesen, die zurückflutenden, zermürbten Trümmer völlig aufzuheben.

Als ein Flügeladjutant dem Könige diesen Vorschlag machte, erhielt er zur Antwort: „Für Sie wäre das ganz schön, für mich aber malhonnet.“

Der rechtliche, ritterliche Sinn des Königs ließ eine solche Handlungsweise nicht zu. Noch war Preußen, wenn sich auch Hork mit seinem Korps neutral erklärt hatte, der Bundesgenosse Frankreichs.

In der Südostecke seines Königreichs geborgen, ist der Landesherr dem Drucke Frankreichs entzogen. In Breslau entwickelt sich eine fieberhafte Tätigkeit.





König Friedrich Wilhelm III. auf der Fahrt nach Breslau.

Krümpfer und Rekruten auf dem Marsche nach Breslau.

Auf allen Wegen und Stegen wogen die Massen heran. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ Zunächst sind es die Krümpfer und die neu-einzustellenden Rekruten — bald wird es das ganze Volk in Waffen sein.

Ostpreußen ist mit der Bildung einer Landwehr vorangegangen. Der alte Lieblingsgedanke Scharnhorsts wird zur Wahrheit. Der königlichen Verordnung über die Landwehr geht die Aufforderung zum freiwilligen Kriegsdienste voraus und am 10. März, dem Geburtstage der vor drei Jahre heimgegangenen herrlichen Königin Luise, stiftet der König das Eiserne Kreuz als Auszeichnung für diejenigen, die sich in dem bevorstehenden Kampfe um die heiligsten Güter des Volkes besonders auszeichnen würden — das treffendste Sinnbild der eisernen Zeit.

„Tritt gefaßt!“ Wieder marschiert ein Trupp, aus Krümpfern und Rekruten zusammengesetzt, durch die Straßen. Sie kommen aus der Mark Brandenburg und müssen in weiten Bogen die Festung Glogau umgehen. Ein Zeitgenosse, der Franzose Lobaume, der solche Züge vielfach in der Mark sah, hat uns den tiefen Eindruck geschildert, den diese entschlossenen Scharen auf seine Landsleute machten, wenn sie ohne militärische Führung doch in prächtiger Haltung, die französischen Truppen mit drohenden Blicken musternd, an diesen vorüberkamen.

Der Spaßmacher der Gesellschaft, dessen Wiege wohl nicht allzufern der Spree und Pante gestanden hat, kann die Natur des Berliner Jungen nicht verleugnen. Er hat oft genug Gelegenheit gehabt, französische Tambour-

majors zu beobachten und handhabt nun den Stoß ganz nach Art seines Vorbildes. Wo irgend ein märkisches Bauernkind in seinem Zuge in einem Anfluge von Heimweh den Kopf etwas hängen läßt, da ist der Mann an der Spitze gleich mit einer Berliner Redensart bei der Hand, manchmal etwas schnoddrig, immer aber harmlos und lustig. Er hat immer die Lacher auf seiner Seite. Darum macht ihm auch keiner seine Stellung als Führer streitig. Nun marschiert der Trupp mit Gesang durch die Straßen:

„Schlagt ihn tot
Mit der Krücke,
Ins Genick,
Den Kujon
Napoleon!“

Herzlich wenig geschmackvolle Verse, aber sie tun ihre Schuldigkeit, wie andere Lieder, die damals das Volk sang:

„Eins, zwei, drei!
Mit den Franzosen ist's vorbei . . .“

oder:

„Napoleon, der Schustersohn,
Der sitzt nicht fest auf seinem Thron . . .“

Auch wehmütige Lieder, die ja dem Deutschen so besonders liegen, waren viel verbreitet, besonders das Schubartsche Abschiedslied der an die Holländer nach dem Kaplande verkauften württembergischen Landesfinder:

„Auf, auf! Ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da . . .“

Das Lied war völlig zum Volksliede geworden. Ohne daß man nach dem Dichter gefragt hätte, „schrieben es

sich die Leute alle ab“, so erzählte die Großmutter des Schreibers dieser Zeilen.

Die herrlichen Lieder der Freiheitskämpfer, eines Körner, Arndt, Schenkendorf, übten, in Tausenden von Abzügen verbreitet, eine außerordentlich große und tiefgehende Wirkung aus, sind aber teilweise erst später durch passende Vertonungen zu wirklichen Volksliedern geworden, wie „Lützows wilde, verwegene Jagd“ von Körner oder Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?“.

Verwundert schauen das alte, wettergraue Rathaus von Breslau, der hohe Turm von St. Elisabeth, die Zwillingstürme von St. Maria-Magdalena auf das kriegerische Treiben hernieder. Von fern und nah, zu Fuß, zu Pferde, auf Leiterwagen zieht die waffenfähige Jugend heran, das kräftige Mannesalter, selbst rüstige Greise. Die Hörsäle der Universität, die oberen Klassen der Gymnasien, die Werkstätten leeren sich:

„Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.“

Nun steht das Volk im Schmucke der Waffen geschart um seinen König. Als dieser vom Fenster des Schlosses aus auf das Gewühl der eben aus Berlin eintreffenden Freiwilligen herabblickt, darf Scharnhorst die Frage an seinen königlichen Herrn richten: „Glauben nun Eure Majestät an die Liebe Ihres Volkes?“ Der König schämt sich der Tränen nicht, die ihm ins Auge treten.





Krümper und Rekruten auf dem Marsche nach Breslau.

XV.

freiwillige Gaben.

Der König spricht in schlichten, herzlichen Worten zu seinem Volke in dem Aufrufe vom 17. März.

„Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Untergang.“

Der Ernst der Lage ist allen klar und doch herrscht eine gehobene, zuversichtliche Stimmung.

„Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden,“ heißt es in dem Aufrufe „An mein Volk“.

Die Opfer werden gebracht, freudig, mit Begeisterung.

Der Volksgeist, den der korsische Italiener auf dem französischen Kaiserthron so gering einschätzt, weil ihm das Verständnis dafür abgeht, er erhebt sich zu einer Höhe, wie nie zuvor im Vaterlande. Ein Gedanke beseelt das Volk vom Ersten bis zum Letzten. Wen Alter, Gebrechen oder Geschlecht hindern mit Leib und Leben in den Reihen der Kämpfer einzustehen für die

Freiheit, der hilft mit seiner Habe beizutragen zu den Kosten der Rüstung.

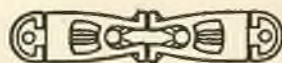
Nicht ohne Rührung kann man heute die damaligen Zeitungen durchblättern, in denen täglich unter der Überschrift „Vaterlandsliebe“ seitenlange Anzeigen von freiwilligen Spenden gebracht werden.

Der Reiche gibt Geld, Wagen, Pferde hin, er gibt Goldsachen und altes Familiensilber, die Frauen opfern ihre Schmucksachen, viele bieten dem Staate Gelder ohne Verzinsung an, Beamte verzichten auf Teile ihres Gehaltes, die Landleute geben Getreide, Mehl, Vieh her, die Handwerker Erzeugnisse ihres Gewerbes: Tuch, Leinwand, Schuhe, Lederwerk. Man wetteifert förmlich in Selbstentäußerung, die beim Mangel an Gütern erfindet sich macht. Bekannt ist ja die Tat der armen Fernande v. Schmettau, die ihr herrliches Haar abschneiden läßt, um den dafür erzielten Erlös von 2 Talern auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Ein Sprachkundiger erbietet sich die Unterrichtsstunden armer, ins

Seld rückender Sprachlehrer zu übernehmen und ihnen die Honorare nachzusenden.

Man bringt die goldnen Trauringe und tauscht sie gegen eiserne ein mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen, 1813.“ Ein Ungenannter schickt ein goldnes Schaustück mit folgenden Geleitworten: „Weder die Jahre des jugendlichen Leichtsinns, noch die Jahre der Not konnten dies Andenken meiner geliebten Mutter mir entreißen. Nehmt es, schwarze Männer, und rächt meinen Vater!“ Häufig bringen auch Wohlhabendere Verschreibungen, in denen sie sich verpflichten, einen oder mehrere freiwillige Jäger auszurüsten und während des Krieges zu besolden. Ein zehnjähriger Knabe gibt sein kostbarstes Besitztum, seine silberne Uhr. Und selbst die Ärmsten der Armen kommen und freuen sich, wenn ihre armelige Gabe, ein Paar Strümpfe oder ein Hemd, freundlich angenommen wird.

Die Tiefen der Volksseele sind von Großem, Herrlichen erfüllt.





Freiwillige Gaben.

Die ersten Kosaken.

Als Napoleon nach dem Brande Moskaut den Rückzug antrat, hatte er in seinem Titanentroz die beste Zeit für die Zurücknahme seines Heeres in die Winterquartiere veräußt. Der gewohnt war, die Welt mit volltönenden Siegesfanfaren zu erfüllen, er konnte es nicht über sich gewinnen, zu gestehen, daß er das eigentliche Ziel seines Feldzuges nicht erreicht habe, denn Rußlands Macht war noch ungebrochen, wenn auch die alte Krönungsstadt der Czaren in Schutt und Asche lag. Die feindlichen Heere wichen seinen Schlägen fortwährend aus, lockten ihn immer tiefer in das Innere von Rußland hinein, in immer unwirtlichere Gegenden und dabei entfernte er sich immer weiter von seinen rückwärtigen Verbindungen.

Das Märchen, daß ein vorzeitiger Winter sein Heer überrascht, es also nur der Ungunst der Elemente erlegen wäre, dünkte ihm eben gut genug seine eigene Schuld zu verschleiern. Man weiß heute, daß Napoleon vor Beginn des Feldzuges, bei der Sorgfalt, mit der er alle Vorbereitungen traf, sich auch ganz genau über die Witterungsverhältnisse und den durchschnittlichen Beginn des Winters in jenen Gegenden hat unterrichten lassen. Der Frost trat in jenen Landstrichen im Jahre 1812 eher später ein, als gewöhnlich.

Als nun die Große Armee den zu spät befohlenen Rückzug antrat und überall auf die entsetzlichen Verwüstungen stieß, die sie auf ihrem Vormarsche angerichtet

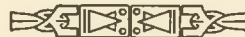
hatte, überall Brandstätten statt des Obdachs, überall ausgefogenes Land statt Magazine antraf, da bedurfte es freilich nur noch des harten Frostes, um sofort alle Bande der Manneszucht zu lösen. Wo sich nun aber die halberfrorenen Leute um ein Feuerchen scharten, da scheuchte sie immer wieder der Ruf aus: „Die Kosaken.“ Die hatten nun freilich meist ein leichtes Spiel mit den zum Teil schon waffenlosen Scharen, die nur ihr Leben in Sicherheit zu bringen bemüht waren. Zu Tausenden wurden die Flüchtlinge zu Gefangenen gemacht. Der Ruf: „Kosaken“ veranlaßte noch immer die Jammergestalten, als sie auf dem Rückwege unser Vaterland durchzogen, zu mühseligen, schmerzhaften Sprüngen, wenn sich ein gefühlloser Cassenbengel den grausamen Scherz machte, die Unglücklichen damit zu necken und zu höhnen.

Bald erschienen die von den Feinden so gefürchteten Kosaken auf heimischem Boden, überall als Befreier begrüßt. Die Kosaken waren plötzlich Mode geworden. Man sang allenthalben das rasch beliebt gewordene Lied: „Des Kosaken Abschied“; die Damen trugen ihr Haar „à la cosaque“. Der Ruf als Befreier war vielleicht etwas billig erworben. Bei dem Bündnis mit Rußland war Preußen zunächst der stärkere Teil, sowohl was die Zahl der verfügbaren Truppen betraf, wie auch besonders durch den Geist, der das Heer beehrte. Bei den Russen, namentlich bei ihren Offizieren, herrschte anfänglich vielfach die Meinung, jetzt, wo der heilige Boden Ruß-

lands vom Feinde gesäubert sei, habe ein weiterer Krieg eigentlich keinen Zweck mehr. Dabei spielten sie sich teilweise, wie z. B. in Ostpreußen, als die Herren und Eroberer auf.

Die ersten Kosaken! Eine Abteilung, auf dem Vormarsch gegen die Elbe begriffen, rastet hinter der Stadt. Die Bürgerschaft strömt in Scharen heraus. Natürlich ist auch die liebe Jugend dabei. Wenn man auch erzählt hat, daß die Kosaken sehr kinderlieb seien, so macht der jüngere Nachwuchs doch recht besorgte Gesichter beim Anblicke der härtigen Gesellen. Vollbärte wurden damals bei uns nicht getragen und diese Bärte erinnern doch gar zu stark an den gefürchteten Knecht Ruprecht, der zur Weihnachtszeit überall horcht, ob die Kinder auch artig sind. Die dreisteren Jungen haben indessen bald Bekanntschaft mit den Fremdlingen gemacht, und der höchste Stolz des Jungen ist es, auf einem Kosakenpferde gesessen zu haben. Auch die Alten wissen durch kleine Geschenke, namentlich flüssiger Art, sich den Gästen angenehm zu machen. Daß Talglichte die Leibspeise der Kosaken bilden, wie man erzählt hat, scheint sich doch nicht zu bestätigen. Man tut übrigens gut, etwas auf der Hut zu sein, denn die Kerle, obwohl sonst gutmütiger Natur, stehlen wie die Raben.

Die Durchzüge mehren sich, und bald verlieren die fremdartigen Erscheinungen den Reiz der Neuheit.





Die ersten Kosaken.

Abschied der Landwehr und der freiwilligen Jäger.

Der erste Schritt zur Bildung eines wirklichen Volksheeres war der Aufruf vom 3. Februar. Noch immer galt die Kantonverfassung, nach der die gebildeten Stände von der Wehrpflicht befreit waren, wenn man auch schon stark mit den vielen gesetzlichen Befreiungsgründen vom Dienste aufgeräumt hatte, als die Erneuerung des Heeres nach dem Tilsiter Frieden erfolgte. Der Aufruf hatte den Zweck, die genannten Kreise heranzuziehen und eine Pflanzschule für Offiziere und Unteroffiziere zu bilden. Da sich die freiwilligen Jäger, die in „Detachements“ vereinigt, bei allen Truppenteilen gebildet wurden, selbst kleiden und ausrüsten mußten, wurde dem Staate eine große Last abgenommen.

Der Erfolg des Aufrufes war über alles Erwarten groß und das Beispiel wirkte auch auf die weniger gebildete Masse des Volkes. Mit der Errichtung der Landwehr, die bald folgte, wird das Heer in Wahrheit zum ersten Male das „Volk in Waffen“.

Etwas Ähnliches wie in den Jäger-Detachements, haben wir in den Freikorps zu erblicken. Am bekanntesten ist das Lühowsche geworden, durch den Geist, der im Korps lebte, durch die klangreichen Namen, die es in seinen Reihen zählte, vor allen aber durch die Lichtgestalt Theodor Körners, „zugleich ein Sänger und ein Held“. Leider war es dem Korps versagt, im Kriege die Rolle zu spielen, zu der es berufen schien. Von dem Schlage,

den es durch den Überfall bei Kign erlitt, hat es sich nie mehr erholen können.

Auf allen Plätzen wird exerziert.

Noch sieht es mit der Ausrüstung recht traurig aus. Ein Drittel der Landwehr hat man mit Piken bewaffnen müssen, weil Gewehre nicht in genügender Anzahl beschafft werden können. Säbel sind kaum so viel vorhanden, um die Unteroffiziere damit zu bewaffnen. Und die Uniform? — Nun wenn einer einen blauen, noch tauglichen Tuchrock besaß, nähte man ihm einen hohen, gelben Kragen darauf und die Uniform war fertig; dazu kam noch eine mit dem Kreuze geschmückte Mütze. Mäntel und Felltornister konnten nicht geliefert werden, ebensowenig Tuchhosen und Gamaschen. Die Leute mußten sich mit Leinwandhosen begnügen. Man tröstete sich damit, daß man ja der wärmeren Jahreszeit entgegengehe. Statt der Tornister dienten Drillischranzen, die man mit zwei Tragebändern versehen hatte. Um diesen Behältern eine mehr militärische Form zu geben, fielen einige Weltverbesserer auf den Gedanken, Seiten und Boden des Ranzens mit Holzschindeln aussteifen zu lassen. Die Folge war, daß sich die Ecken nach einigen Tagen durch den Stoff hindurchgeschauert hatten. Das Schuhwerk, gegen gutes Geld von England geliefert, hatte oft keine genagelten, sondern nur aufgepappte Sohlen, so daß nach dem ersten Regenwetter die Leute barfuß gingen.

Täglich hallen die Straßen von dem Schritt der Bataillone wieder.

Preußen und Russen, Regiment auf Regiment, vorwärts nach Westen, der Elbe zu.

Die Stimmung ist zuversichtlich, freudig.

Nun hat auch die Landwehr, haben die freiwilligen Jäger ihre notdürftigste Ausbildung beendet.

Wie überall, ehe die Truppen ausrücken, haben sie sich an heiliger Stätte vereinigt, um den Segen von hier mit hinauszunehmen zu dem ernstesten Werke, zu dem man sie gerufen.

Unter dem Geläute der Glocken strömt nach Beendigung der Feier die Masse der Krieger aus den geöffneten Türen. Nun gilt es Abschied zu nehmen von den Eltern, Geschwistern, Bräuten, Gattinnen, Kindern. — — —

Doch die Pflicht ruft.

Auf dem Marktplatz wird angetreten.

„Stillgestanden!“

Einige kurze markige Worte des Kommandeurs, dann geht's unter Trommelschlag und Hörnerklang hinaus zum Tore.

Von den Türmen tönen die Heimatglocken den Scheidegruß.

Noch eine Straße weit geben die Lieben den Truppen das Geleite. Dann müssen sie umkehren. Eine Träne, ein letzter Händedruck. — — —

In der Ferne verhallt der Trommelschlag.





Abschied der Landwehr und der freiwilligen Jäger.

Die Verwundeten von Groß-Görschen.

Ietzt, wo die Durchzüge der Heeresmassen beendet sind, wird's stiller im Städtchen.

Alles ist in froher Zuversicht.

Eines Tages verbreitet sich das Gerücht, es habe eine große Schlacht stattgefunden. Die Verbündeten hätten gesiegt. Bald nehmen die Nachrichten deutlichere Formen an: Am 2. Mai hat man sich bei Groß-Görschen unweit Leipzig in furchtbarem Kampfe geschlagen; wir haben das Schlachtfeld behauptet.

Nun ist kein Zweifel. Man spricht nur noch vom Siege.

Dann kommt neue Kunde: Wohl habe man die Nacht über die Wahlstatt behauptet, aber am nächsten Morgen hätte man den Rückzug antreten müssen, um eine günstigere Stellung einzunehmen.

Das klingt nicht gerade hoffnungsreich, aber doch immerhin nicht niederschmetternd.

Bald sollen wir mit eignen Augen das Elend zu sehen bekommen, das eine große Feldschlacht im Gefolge hat.

Am 12. Mai treffen die ersten Verwundeten ein.

In langer, langer Reihe kommen die Wagen, die so viel Jammer bergen. Auf federlosen Fuhrwerken, gerüttelt und gestoßen, auf dürftiges Strohlager gebettet, geschüttelt vom Wundfieber, bleich und matt, nahen die unglücklichen Opfer des Kampfes. Mancher, den seine Beine eben noch zu tragen vermögen, zieht es vor, den

Leidenweg zu Fuße zu pilgern, ehe er seine Wunde den Stößen des Wagens aussetzen mag. So geht der Zug über die Brücke hinein in die Stadt, worüber an dem Steinbilde, wie man solche in der konfessionell gemischten Provinz häufig findet. Es ist das Bildnis Johannes von Nepomuk, der drüben im benachbarten Böhmerlande, von der Prager Brücke hinabgeschleudert, seinen Tod in den Fluten der Moldau fand.

„Arge Stadt, wo Helden franken,
Heil'ge von den Brücken sanken . . .“

Jawohl! Drüben in Prag krankt ein Held und zwar auch eines der Opfer der blutigen Schlacht von Groß-Görschen, das edelste Opfer — Held Scharnhorst.

Am Abend des 2. Mai von einer Kugel in den Schenkel getroffen, als er eben im Begriff war, die Reiterei vorzuführen, ließ er sich durch die Wunde nicht abhalten, von einer wichtigen Sendung nach Österreich, dessen Anschluß an die Sache der Verbündeten er betreiben sollte. Durch die Anstrengungen der Reise und die mit der Sendung verbundenen seelischen Aufregungen verschlimmerte sich der Zustand der Wunde. Am 28. Juni schlummerte der Held zu Prag hinüber. Er sah den Sieg nicht mehr, aber er starb in dem Glauben an die nahe Freiheit Preußens und Deutschlands, er, der den Sieg durch lange treue, hingebende Arbeit vorbereitet hatte.

„Mit ihm bricht mir eine feste Stütze, er wird mir unerseßlich sein,“ so klagte sein König um ihn.

In Wort und Lied macht sich der Schmerz Luft.

Arndt läßt in seinen schönen Versen auf Scharnhorsts Tod die Manen des Heimgegangenen den Heldenvätern die Kunde der Erhebung überbringen:

— — — — —
„Nur ein Held mag Heldbotschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
„„Unser Joch, das wollen wir zerbrechen
Und der Rache Tag bricht an!““

— — — — —
Und in ähnlicher Weise Schenkendorf:

— — — — —
„Grüß Euch Gott, ihr teuren Helden,
Kann Euch frohe Botschaft melden,
Unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opfer Schlacht.

— — — — —
Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner, —
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.





Die Verwundeten von Groß-Görschen.

Flüchtende Landleute.

Der Maimonat vergeht in banger Erwartung. Am 20. behaupten einige Leute fernem Kanonendonner zu hören, wenn man das Ohr an den Erdboden lege. In den nächsten Tagen hört man den Donner deutlicher — den Donner der Baugener Schlacht.

Und bald beginnt der Rückzug des verbündeten Heeres.

Der Durchzug geschieht in der größten Ordnung, ununterbrochen Tag und Nacht. — —

Nun hat auch die Nachhut die Stadt verlassen. Die letzten Reiterwachen, die den Anmarsch des Feindes beobachteten, werden eingezogen. Nun wird es ernst.

Die Stadt ist dem Feinde schutzlos preisgegeben.

Die Feinde nahen.

Gewaltige Rauchsäulen steigen zum Himmel auf. Die Kunde von Gewalttätigkeiten eilt den Truppen voraus. In den bedrohten Dörfern wird's lebendig. Überall Wehklagen. Teils bleiben die Einwohner am Orte, weil sie so ihr Eigentum besser schützen zu können glauben, teils packen sie ihre Habseligkeiten auf, um sie zu retten und sich den voraussichtlichen Mißhandlungen zu entziehen, doch ihre Häuser und übrige Habe preisgebend.

Einige solcher Flüchtlingszüge schlagen den Weg nach der Ober ein, um jenseits des Stromes eine Zuflucht zu finden, andere halten ein Waldversteck in der Nähe für geeigneter.

Schwerbeladen flucht eine Schar den steilen, steinigen Weg hinauf und ist bereits an der Grenze des Waldes angelangt. Wenn man einmal unter der Last anhalten muß, um Atem zu schöpfen, dann wenden sich schmerzlich die Blicke zurück nach der im hellen Frühlingsmuth

prangenden Ebene, aus der in grausamem Gegensatze die Dörfer zum Himmel auflodern.

Das französische Heer von 1813 war ein anderes als das von 1806. Wohl fielen damals genug Ausschreitungen vor, im großen Ganzen aber galt der Franzose als leicht an der Ehre zu packen und es fehlt, wenn man die damaligen Zeitungen durchsieht, nicht an verführenden Zügen. Ja, der Ruf der Franzosen war besser, als, Gott sei's geklagt! der mancher Rheinbundkontingente. 1813 war das französische Heer von einer Zuchtlosigkeit, von der man sich kaum einen Begriff macht. Die Vorboten dieses Mangels an Manneszucht hatten sich schon 1812 auf dem Marsche nach Rußland gezeigt. Dazu kam, daß die Franzosen seit dem Abfalle Horts in den Preußen nur Verräter an der Sache ihres Kaisers sahen, und diesen Verrätern gegenüber galt alles als erlaubt. Das sinnlose Verwüsten, das 1812 für die Armee auf dem Rückzuge so traurige Folgen gehabt hatte, begann von neuem.

„Der östern am Abend gerötete Himmel zeigte den Weg, den die Armee genommen hatte,“ schreibt ein Liegner Chronist. Die Brände lohten überall, ohne daß gekämpft wurde, denn im Kampfe ist es ja leider oft unvermeidlich, daß Ortschaften in Flammen aufgehen.

„Der westliche Himmel war gerötet von dem entfernten Feuer brennender Dörfer, Zeichen des sich nähernden Feindes; man zählte fünf brennende Punkte,“ schreibt ein Einwohner von Goldberg vom 25. Mai, und derselbe Gewährsmann berichtet vom 27.: „Auch dieser Abend wurde durch das Feuer brennender Dörfer gerötet, an sieben Orten sah man es brennen — — —

auch in Goldberg gingen zwei Vorwerke, von den Franzosen in Brand gesteckt, in Flammen auf. Am folgenden Tage, Freitag den 28., sah man wieder drei Dörfer, Röchlich, Kroitsch und noch ein drittes auf Liegner zu, im Feuer stehen und so verging in diesen Tagen der Angst kein Abend, den die Feinde nicht durch Brand bezeichnet hätten.“

Viele von diesen Feuersbrünsten mögen nicht einmal durch absichtliche Brandstiftung entstanden sein, denn es war nichts Seltenes, daß die Feinde Tauben von den Dächern schossen, und daß dabei, da die Witterung Ende Mai sehr heiß und trocken war, die meist aus Strohschoben bestehende Bedachung Feuer fing. Brannte es aber, so dachte niemand ans Löschen. So geschah es am 30. Mai in Rosenig, einem Dorfe zwischen Liegner und Neumarkt, daß sogar unter den Augen Napoleons, der sich dort im Schlosse eingelagert hatte, die auf dem Hofe der herrschaftlichen Schäferei aufgefahrenen kaiserlichen Küchen- und Kassenwagen, etwa zwanzig an der Zahl, ein Raub der Flammen wurden, weil sie aus dem rings mit strohgedeckten Gebäuden umgebenen Hofe bei dem schnellen Umsichgreifen des Feuers nicht gerettet werden konnten. In diesem Falle war der Brand dadurch entstanden, daß zwei Garde-Grenadiere dicht an einer Scheune ein Feuer angezündet hatten und sich dann, ohne sich weiter darum zu kümmern, entfernt hatten. Der Hauptzahlmeister berechnete den Schaden, den Napoleon erlitt, auf 10 Millionen Francs. Der Kaiser ließ sofort Standrecht halten, den Hauptschuldigen erschießen und seine Leiche in die noch lodernden Flammen werfen, wie der damalige Amtmann des Dominiums Rosenig als Augenzeuge anschaulich geschildert hat.





R. Knötel.

Flüchtende Landleute.

Die Vertreter der Stadt vor Napoleon.

Die Straßen der Stadt sind wie ausgestorben. Von den Fenstern der an der Stadtmauer gelegenen Häuser, von den Dachluken aus, die einen guten Fernblick gewähren, sieht man die feindlichen Heersäulen, in dicke Staubwolken gehüllt, sich heranwälzen.

Der erste Feind, den die Stadt in ihren Mauern sieht, ist ein französischer Husar. Er sprengt im Galopp durch die Straßen, schießt sein Pistol in die Luft und schreit: „Vive l'empereur!“

Trupps von Husaren und reitenden Jägern folgen, große Massen von Fußvolk ziehen eilig ohne zu rasten durch die Stadt, staubig und schweißbedeckt. Dann folgt die alte Garde, und in ihrer Mitte ihr Herr und Meister Napoleon.

Alle Straßen sind voller Truppen. Die Bäcker- und Fleischerläden werden gestürmt und sind bald ausgeleert. An eine regelmäßige Einquartierung ist nicht zu denken. Der Magistrat hat sich infolge königlicher Verordnung längst vor Ankunft des Feindes aufgelöst. Der Bürgermeister und eine Anzahl der ersten Familien haben die

Stadt verlassen. Die wenigen zurückgebliebenen Mitglieder der Stadtvertretung müssen die Geschäfte übernehmen und werden zum Kaiser befohlen, der die Entbotenen recht ungnädig empfängt. Überhaupt ist Napoleon seit einiger Zeit in recht verärgelter Stimmung. In zwei großen Schlachten und dem darauffolgenden Rückzuge haben die Verbündeten nicht eine einzige Fahne, nicht ein einziges Geschütz, nicht einmal einen Wagen an ihn verloren. Er kann unerhörterweise keine einzige Trophäe aufweisen. Zur Ausnützung der Erfolge fehlt es ihm an Reiterei. Täglich muß er von neuem diese Erfahrung machen. In seinem Unmute droht er das Haus des geflohenen Bürgermeisters anstecken zu lassen, und erst der Hinweis, daß dieser kein eigenes Grundstück besitze, sondern zur Miete wohne, kann den Brandbefehl abwenden.

In den Vorstädten wird offen geplündert. In der Stadt selbst sind nur die Häuser, in denen sich höhere Offiziere eingelagert haben, einigermaßen sicher.

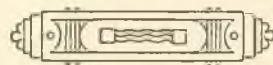
Der Abend kommt.

Da es nicht möglich ist, eine solche Menschenmenge

in den Häusern unterzubringen, wachlagert ein großer Teil auf den Straßen und Plätzen. Mit ausgehobenen Fensterläden, herbeigeschleppten Bettstellen, Bänken, Zaunlatten werden Feuer unterhalten, um die die Mannschaft sich lagert.

Niemand von der Bürgerschaft kann in dieser Nacht ein Auge zutun. Dreimal tönt das schaurige Sturmgeläute der Feuerglocke vom Rathhausturm, blökt das „Feuerkalb“, das Horninstrument, das zum Feuerruf dient, durch die Straßen. Es gelingt glücklicherweise, da alles auf den Beinen ist, der Brände Herr zu werden.

Am nächsten Morgen bricht Napoleon auf, geleitet von einem Teile der Garden. Neue Truppen rücken ein. Es wird tüchtig weitergeplündert; der Zwang, den die Anwesenheit Napoleons immerhin auferlegt hatte, war ja gewichen. Was nicht mitgeschleppt werden konnte, wird verdorben. Nicht einmal das Waisenhaus bleibt verschont. Nun fängt es schon an, an Lebensmitteln zu fehlen. Alle Drohungen helfen nichts, alle Mißhandlungen führen zu keinem Ziele, erst durch Zufuhren kann Rat geschafft werden.





Die Vertreter der Stadt vor Napoleon.

XXI.

Schanzenbau.

Napoleon hatte nun doch erkannt, daß er es mit andern Gegnern zu tun hatte als sonst. Sein Heer bestand zum großen Teil aus blutjungen Rekruten. Hatte doch der Kaiser bei dem entsetzlichen Menschenverbrauche bereits seine Zuflucht zu dem Mittel nehmen müssen, die Jahrgänge, die erst in den folgenden Jahren zur Aushebung gelangen sollten, vorweg einzuziehen, um die Lücken zu ersetzen. Diese jungen Soldaten hatten sich bei Groß-Görschen und Bauken vorzüglich geschlagen, aber die gleiche Ausdauer im Ertragen von Strapazen konnte füglich nicht von ihnen erwartet werden, wie von alten Soldaten. Einen besonders wunden Punkt bildete das Verpflegungswesen des Heeres. Es war völlig verlottert und seinen Aufgaben in keiner Weise gewachsen. Daß von oben herab so wenig für den Unterhalt der Mannschaft gesorgt werde, und die Leute auf Selbsthilfe angewiesen waren, macht die Loderung der Manneszucht erklärlich. Immerhin durfte Napoleon hoffen, über seine Gegner zu triumphieren, wenn es ihm gelänge jetzt Verstärkungen heranzuziehen, namentlich Reiterei, die ihm so sehr fehlte. Dazu war aber Zeitgewinn nötig, und Napoleon daher der von Oesterreich vorgeschlagenen Friedensvermittlung sehr geneigt. Bereitwillig ging er auf den vorgeschlagenen Waffenstillstand ein. Er glaubte jetzt gewonnenes Spiel zu haben. Seine gute Laune war

wiedergekehrt. Man hörte ihn in diesen Tagen italienische und französische Liederchen trällern, wie immer in unglaublich falschen Tönen.

Hätte Napoleon geahnt, wie es bei den Verbündeten stand, so hätte er es wahrscheinlich lieber auf eine dritte Schlacht ankommen lassen. Zwar stand Preußen ungebrochen da. Hatte doch noch auf dem Rückzuge am 26. Mai, dem Himmelfahrtstage, Blücher in kühnem Reitersturme den Franzosen bei Hagnau eine derbe Lehre gegeben. Anders stand es bei den Russen, die ihr General Barclay durchaus nach Polen zurückführen wollte. Indessen wurden sie glücklicherweise durch die zur rechten Zeit eintreffende Nachricht von der Besetzung Breslaus durch die Franzosen in der Stellung von Schweidnitz festgehalten.

Am 4. Juni wurde ein Waffenstillstand zu Pöschwitz bei Jauer unterzeichnet.

Nach den Vereinbarungen sollte während der Waffenruhe zwischen den feindlichen Heeren ein neutraler Strich Landes unbesezt bleiben und Breslau von den Feinden geräumt werden.

Unsere Gegend bleibt vom Feinde besezt!

Der Leidenskelch soll bis auf die Neige geleert werden. Die Feinde richten sich häuslich ein. An ein-

zelnen Stellen werden große Hüttenlager errichtet und mit vieler Geschicklichkeit wohnlich eingerichtet.

An geeigneten Punkten legt man Schanzen an, um die natürlichen Hilfsmittel des Geländes zu verstärken.

Auf einer Erdwelle, die sich ganz besonders zu einer Befestigung eignet, liegen die Landhäuser und Gärten einiger der altangesessenen Bürgerfamilien. Gemüsegärten, Schmuckanlagen, prächtige alte Linden, Rüstern, Ahornbäume. Von der Höhe schweifen die Blicke über die wogenden Ährenfelder in die blauenden Weiten. Ein prächtiges Stückchen Erde.

Jetzt nahen Offiziere und Soldaten von der Genietruppe. Es werden Pfähle eingeschlagen, Entfernungen abgemessen, mit Schnüren Fluchtlinien abgegrenzt, kurz und gut, es entwickelt sich ein reges Treiben. Zuerst fallen die Zäune zum Opfer, dann greift die Verwüstung weiter. Der schöne Baumbestand wird abgeholzt, die Beete niedergetreten, die Landhäuser eingerissen. Die Stadt muß die Arbeiter stellen und so zum eigenen Ruin die Hand bieten.

Da blutet wohl manchem das Herz, wenn er sieht, wie die Stätten, an die sich die sonnigen Erinnerungen der Jugend knüpfen, so schnell zur Wüste umgewandelt werden.





Schanzenbau.

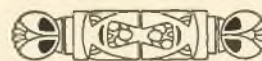
Gefangene Freibeuter.

Wie es in dem von den Franzosen besetzten Gebiete während des Waffenstillstandes zuging, mag uns ein Augenzeuge selbst erzählen, der damalige Pastor zu Straupitz bei Hannau.

„Seit dem 3. Juni werden wir, auch auf den von der Straße abgelegenen Dörfern unaufhörlich durch Nachzügler gequält, die bald einzeln, bald in Haufen die Dörfer durchzogen, die Menschen mißhandelten, alles zerstörten und plünderten, was ihnen gefiel. Es war so gut, als ob wir fortwährend in Räubershand uns befunden hätten. Zum Teil organisierten sich unter ihnen förmliche Räuberbanden. Eine solche setzte sich ganz in meiner Nähe in dem Dorfe Schierau fest, 27 Mann stark, unter Anführung eines Artillerie-Unteroffiziers von der Marine. Von ihrem Quartier aus plünderten sie rings umher ein Dorf nach dem andern. In Nieder-Schellendorf erpreßten sie von dem Gutsbesitzer (der nun auch an den Folgen jener Schreckenszeiten verstorben ist) mit auf die Brust gesetztem Bajonett Geld und schossen einen Einwohner durch den Arm. Wenn sie ihre Ankunft durch

häufiges Schießen verkündeten, erblaßte alles vor Schreck. Auch meinem Hause nahen sie sich, nachdem sie bei unserm Chirurgus alles zerstört, gegenüber die Wirtin hingeworfen, mit Füßen getreten und nach ihrem Manne, der entfliehen wollte, geschossen hatten. Alles zitterte bei mir, die eine Magd fiel in Ohnmacht. Ich hielt fürs Beste, ihnen gerade entgegen zu gehen. Ich trat also in meinen Garten, öffnete die Tür und rief ihnen entgegen: „Ist's nicht gefällig, bei mir einzutreten?“ Sogleich riefen sie den in meines Nachbars Hause Plündernden zu: „Da ist ein Mensch, der französisch spricht!“ Als bald war ich von ihnen umringt. Ich wendete mich an den Anführer und sagte ihm: „Kommt doch lieber zu mir! Ihr findet wenigstens bessere Zimmer, und was ich habe, steht zu Diensten, ob es zwar nicht viel ist, indem ich mehrere Male geplündert worden!“ Sie fluchten auf die Einwohner, die gezüchtigt werden mußten, weil sie nach ihrem Vorgeben Franzosen erschlagen hätten und meinten, ich könne vielleicht eine Ausnahme und ein ehrlicher Mann sein. So kamen denn die zwölf Wüteriche in meine Stube. Ich

setzte Stühle, bot ihnen Brantwein, Butterbrot und Milch an, aber nach ihrem Führer sich richtend, der versicherte, ich sei zu höflich gegen sie, schlugen sie alles aus und verzehrten nichts. Da ich sie hierauf aufforderte, von ihren Seefahrten zu erzählen, wurden sie äußerst freundlich, erzählten viel, schimpften dann auf die Franzosen, die in meiner Stube so sichtbar gehaust hatten, da ich doch die Leute so freundlich aufnahm, und verließen mich. Aber ungeachtet meiner Bitten, die Einwohner zu schonen, plünderten sie schon wieder im nächsten Hause; — doch die Rettung war nahe. Auf geschehene Anzeige kamen von Hannau aus zwei Gensdarmes d'élite, arretierten mit Hilfe der aufgebotenen Bauern jene siebenundzwanzig Mann, koppelten sie immer vier und vier, die Hände auf dem Rücken, zusammen und ließen sie durch unsere mit Mistgabeln bewaffneten Bauern nach Hannau transportieren. Fast täglich ritten dann Gensdarmen bei uns herum und hoben die Nachzügler auf.“





Gefangene Freibeuter.

XXIII.

Eine Verhaftung.

Die Loderung der Manneszucht nahm im französischen Heere immer mehr überhand, namentlich häuften sich die Fälle der Fahnenflucht, besonders bei den Italienern und Spaniern. Eine Schilderung, die der schon erwähnte Pastor von Straupitz uns hinterlassen hat, entbehrt nicht einer gewissen Komik.

„Meine Gäste waren junge Künstler und Handwerker aus dem Mailändischen, erbitterte Feinde der Franzosen, noch mit ganzer Seele an Österreich hängend. Mir bewiesen sie die möglichste Höflichkeit. Ein in meiner Stube stehender Flügel erfreute sie ungemein, und sie baten um die Erlaubnis, den folgenden Abend darnach tanzen zu dürfen. Dazu holten sie den Offizier und eine Menge ihrer Kameraden, tanzten unter sich und waren ganz glücklich. Den 4. Juni sollten sie marschieren. Das wollten sie nicht und entbedten mir beim Abendessen unter tausend Flüchen auf Napoleon, sie wollten desertieren und deshalb bei mir bleiben. Vor den Kosaken, die die Gegend unsicher machten, fürchteten sie sich nicht. Diese wußten, daß sie nur gezwungen dienten und taten ihnen nichts. Als sie noch davon sprachen, hörte ich stark an meiner Gartentür pochen. Ich gehe heraus und lasse aufmachen und sogleich stürzen eine Partie Kosaken mit den Worten herein: „Wu Franzuski?“ Ein Knecht zeigte mit dem Finger auf die Stube. Diesen stieß der Kosak, um sich zu decken, vor sich her in die Stube und nun eröffnete

sich eine Szene, einzig in ihrer Art. Die Italiener riefen gleich: „Nix Franzos, Italiano! gut Kosak!“ und jene erwiderten: „O gut Italiano!“ So umarmten sie sich, küßten sich, und nach der Umarmung nahmen die Kosaken den armen Leuten alles und machten sie gefangen. Da unglücklicherweise ein Geldbeutel aufging und kleine Münze in die Stube fiel, verweilten sich die Kosaken so lange mit dem Suchen, daß die übrigen Italiener Nachricht erhielten und die Hälfte unsrer Besatzung nebst dem Offizier entspringen konnte.“

Auch die Spanier machten sich aus dem Staube, wo es irgend anging. Wehe aber den Quartierwirten, in deren Häusern die Entflohenen eingelagert waren. Sie wurden als der Beihilfe zur Flucht verdächtig verhaftet und eingekerkert. Der Umstand, daß auch nach der Verhaftung gerade aus denselben Häusern weitere Fälle von Fahnenflucht vorkamen, ließ beim besten, oder vielmehr schlechtesten Willen die Beschuldigung nicht mehr aufrecht erhalten, immerhin wurden die unglücklichen Quartierwirte mit Geldstrafen belegt.

Die Felder rings um die Stadt waren niedergetreten, die Gärten verwüstet, die Häuser ausgeraubt.

Unter solch' traurigen Verhältnissen waren die Monate Juni und Juli dahingegangen. Da Mitte August die Feindseligkeiten wieder beginnen sollten, wurde die

Feier des Napoleonstages, der auf den 15. August fällt, schon auf den 10. August festgesetzt. Ein wundervoll klarer Himmel begünstigte das Fest, den letzten Napoleonstag auf deutschem Boden. Nach einem feierlichen Gottesdienst — ein äußerst seltenes Ereignis im französischen Heere — fand eine Parade statt, dann ein großes Festmahl für die Offiziere, natürlich auf Kosten der Stadt. Die Bürgerschaft hatte glücklicherweise soviel Selbstachtung, die herablassende Einladung zur Teilnahme daran abzulehnen, dafür mußte sie aber Geschirr, Tafelleinen und Bestecke „herleihen“, zum Teil auf Nimmerwiedersehn. Auch die Mannschaft wurde auf Stadtkosten gespeist. Auf einem Festplatz waren für die Soldaten Kletterstangen errichtet, von deren Spitze Flaschen mit Wein, gebratene Gänse oder Beutel mit Geld als Preise winkten. Auch sonst wurde allerlei Kurzweil getrieben und getanzt. Am Abend war eine allgemeine Erleuchtung der Stadt befohlen. Eine solche war eine Woche vorher, am 3. August, am Geburtstage des Landesherrn, Königs Friedrich Wilhelm III., streng untersagt worden. Dagegen konnte man nun an einem Fenster der Wohnung des französischen Kommandanten auf einem Transparente die wie blutiger Hohn klingenden Worte lesen:

„Les peuples sont heureux
que gouverne Napoléon.“*)

*) Glücklich die Völker, die Napoleon beherrscht.





Eine Verhaftung.

XXIV.

Bei den Vorposten.

Um die Mitternacht vom 16. zum 17. August läuft der Waffenstillstand ab. Er hat für die Verbündeten ein erfreuliches Ergebnis gebracht. Österreich, das anfangs die Rolle des Vermittlers spielte, ist auf ihre Seite getreten. Damit sinkt die Wagschale schwer zugunsten der Verbündeten. Von ihren drei Hauptheeren war dem mittleren, dem sogenannten „Schlesischen“ unter Blücher, nur eine untergeordnete Rolle zugebach worden. Es sollte allen entscheidenden Schlägen ausweichen und je nachdem Napoleon sich auf das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, oder auf das Hauptheer unter Schwarzenberg werfen würde, den Bedrängten zu Hilfe eilen; eine Aufgabe, die wenig nach dem Sinne des alten Haudegens war, der kaum die Zeit abwarten konnte, mit dem Feinde anzubinden. Er wartete schon mit Sehnsucht darauf, daß Neutralitätsverletzungen seitens der Franzosen ihm Gelegenheit geben sollten, loszu-

schlagen. Wirklich ereignete sich auch der Fall, daß einige Beitreibungskommandos, aus Not, da rings alles ausgezogen war, auf dem neutralen Landstriche Lebensmittel aufbrachten. Für Blücher eine willkommene Gelegenheit, mit seinen Preußen und Russen die Grenzlinie schon am 16. zu überschreiten. Überall machte der überraschte Feind rückgängige Bewegungen. Blücher befand sich zunächst im Vorteil. Der Krieg hatte wieder begonnen.

Die Verbündeten werden in der Stadt mit Jubel begrüßt.

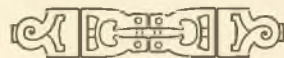
Jenseits des Ortes hat sich am Fuße einer Anhöhe eine Kavallerie-Feldwache gelagert, die ihre Posten weit vorgeschoben hat. Es sind russische Dragoner. Im Vorlande streifen die Kosaken.

Die Höhe, mit einem von einer Mauer umgebenen

Parke gekrönt, ist sonst ein beliebtes Ziel für die Spaziergänge der Stadtbewohner. Nach Süden schweift der Blick weit über die Wellen des Bober-Katzbachgebirges hin zu dem dämmerblauen Kämme des Riesengebirges.

Heut hat man wenig Neigung, sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen. Man pilgert hinaus zu den Feldwachen, denen man, so weit man bei der allgemeinen traurigen Lage imstande ist, Labung bringt. Vor allem hat die Jugend mit den Dragonern Freundschaft geschlossen, denen sie sich durch kleine Dienstleistungen nützlich zu machen weiß.

Die Jungen liegen den ganzen Tag draußen, denn niemand denkt unter den jetzigen Verhältnissen daran, Schule zu halten. Die Unterrichtsräume sind längst zu Lazaretten umgestaltet, die Bänke und die schwarzen Wandtafeln haben als Nahrung für die Feuer der Bewachten gedient.





Bei den Vorposten.

XXV.

Kampf um den Kirchhof.

Alarm!

Die Trommeln wirbeln, die Hörner schmettern. Aus allen Häusern stürzen die Soldaten heraus. Unterwegs noch ihre rasch angelegte Ausrüstung ordnend, haften sie nach den Sammelplätzen.

In der Ferne krachen Salven. Ein Gefecht ist im Gange. Von den Türmen der Stadt aus beobachtet man mit Besorgnis den Verlauf des Kampfes; doch bald entzieht der sich immer dichter lagernde Pulverdampf die Einzelheiten dem Auge.

„Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein;
Man hört nur leises Beten, bei Kreuz und Leichenstein“

singt Ludwig Uhland von der Döffinger Schlacht. Aber gerade die Stätten des Friedens und der stillen Ruhe werden im Kriege häufig der Brennpunkt des erbittertsten Kampfes, weil meist eine massive Mauer den Kirchhof umschließt und ihn dadurch zu einer Art befestigter Stellung macht. Die Kriegsgeschichte bietet dafür viele Beispiele.

Das Dorf, vom Feinde verlassen, war heute vor- mittag von unserm Fußvolke besetzt worden.

Jetzt am Nachmittag erscheint der Feind mit über- legenen Kräften und greift das Dorf mit Nachdruck an. Man kämpft mit Erbitterung, aber ein Gehößt nach dem andern muß aufgeben werden. Zuletzt bleibt nur noch der hochgelegene Kirchhof übrig, in den sich die Zurückweichenden werfen. Nun heißt es festhalten, bis Hilfe kommt.

Der Feind unternimmt einen Sturm nach dem andern, aber seine Grenadiere, denen es gelingt, die

Kirchhofsmauer zu ersteigen, werden durch Kolben und Bajonett hinuntergestürzt.

Bisweilen flaut der Kampf ab. Die Feinde müssen wieder Atem schöpfen und unterhalten von den um- liegenden Häusern aus ein hinhaltendes Feuergefecht, bis sie von den Offizieren wieder zu neuem Sturme angefeuert werden.

Das Häuflein der Unseren wird immer kleiner. Das Landwehrbataillon, das mit der Linie Schulter an Schulter kämpft, erhält heut seine Feuertaufe.

Aushalten!

Das ist für den jungen Soldaten die schwerste Probe.

Das Beispiel der Linie wirkt. Die Landwehr steht fest.

Dürftig ausgerüstet, immer noch ohne Mäntel, oft ganz ohne Schuhwerk, in dünnen Leinenhosen stehen die Wehrleute fest, den Mund geschwärzt vom Pulver der Patronen, die aufgebissen werden müssen.

Mann um Mann sinkt zwischen den Gräbern nieder.

Linie und Landwehr schließen Blutbrüderschaft.

Die Angeschossenen schleppen sich bis zur Kirchhofs- mauer, um hinter den Pfeilern einige Deckung zu finden. Verwundert schauen die Steinbilder des Ritters und der Ritterfrau von der Wand auf die brausenden Kampfes- wogen. Die stillen Schläfer unter dem grünen Rasen erwarten heute große Gesellschaft.

Aushalten!

Auf der Dorfstraße fährt der Feind Geschütze auf und richtet sie gegen das verbarrikadierte Kirchhofstor.

Von der Mündung des ersten Geschützes zuckt ein Blitz, erhebt sich eine weiße Dampfwolke! Ein Krach! Hui, wie die Kartätsche saust!

Ein Knäuel stürzender Menschen, Schmerzensschreie,

Prasseln der vom Kirchendach niederregnenden Ziegel- stücke, Kommandorufe!

Nun kracht auch das zweite Geschütz — — — —

Es geht nun doch zu Ende. Die Patronen fangen an zu mangeln — — — — — — — — — —

Plötzlich macht sich beim Feinde eine Bewegung bemerkbar. In das Getnatter des unregelmäßigen Ge- wehrfeuers mischt sich von rechts her das Krachen voller Salven. — — Horch! Das ist der Klang der preußi- schen Flügelhörner. Die Hilfe ist da.

Ein Feuergefecht war damals eine recht umständ- liche Sache, denn das Laden des Gewehres machte immer- hin viele Griffe nötig. Beim Steinschloßgewehr wurde die der Patronentasche entnommene papierumhüllte Pa- trone zuerst vorsichtig aufgebissen, aus der nun ge- öffneten das Pulver oben in den Lauf geschüttet und mit dem Zeigefinger die Kugel hineingedrückt. Man ergriff dann mit Daumen und Zeigefinger den Ladestock, schnellte ihn mit einem Schwunge des Handgelenks heraus, umfaßte ihn nun in der Mitte mit voller Faust und stieß ihn dann in den Lauf, um die Patrone völlig hinunter auf den Boden des Lauses zu befördern. Mit Daumen und Zeigefinger wieder herausgeschneilt, wurde der Ladestock wieder an seinen „Ort“ gebracht, der Hahn gespannt, angelegt, gezielt und abgedrückt. Es gab aber damals noch viele Gewehre, die noch mehr Handgriffe erforderten, indem nach dem Spannen des Hahns der Pfannenedel geöffnet, Zündpulver aufgeschüttet und der Pfannenedel wieder geschlossen werden mußte.





Kampf um den Kirchhof.

Napoleon auf einem Erkennungsritt.

Der Angriff der Franzosen auf das Dorf war nur ein Glied einer großen Kette; überall drückt jetzt der Feind mit großer Macht vorwärts. Es heißt, „Bonaparte“ selbst sei bei der Armee. Die Nachricht scheint sich zu bestätigen; die Erzählungen der Kundschafter, die Aussagen der Gefangenen stehen durchaus im Einklang mit den Meldungen der Vorposten. Diese besagen, daß man eine Reitergruppe beobachtet habe, die von den Truppen unter den Klängen der Feldmusik mit dem brausenden Rufe: „Vive l'empereur!“ begrüßt worden sei. Der Kaiser hat augenscheinlich eine Revue abgehalten.

Er war am 20. August mit ansehnlichen Streitkräften von Görlitz in der Richtung auf Löwenberg aufgebrochen, da er glaubte, daß das böhmische Heer noch nicht so schnell seinen Vormarsch antreten werde und er inzwischen Zeit haben werde, das schlesische Heer zu vernichten.

Napoleon besichtigt die Stellungen. Nur von kleinem Gefolge begleitet reitet er hinaus zu den Feldwachen, um sich ein Bild von der Lage zu verschaffen. Auf einer Anhöhe, die einen guten Überblick gewährt, macht er Halt. Um ihm die nötig scheinenden Aufklärungen zu geben, wird ein Bewohner des nahen Dorfes her-

beigeholt. Zitternd und zaghastig erscheint der alte Mann vor dem Gewaltigen, die Pelzmütze in der Hand, im langen, landesüblichen Tuchrock, die greisen Haare auf dem Hinterhaupte durch einen Kamm zusammengehalten, wie es die alte Bauernsitte der Gegend beliebt. Ein des Deutschen mächtiger Offizier in der Uniform des Generalstabes der Garde vermittelt das Verständnis.

Napoleon erzwingt den Übergang über den Bober und Blücher bleibt nichts übrig als der Rückzug, denn die Beschlüsse des Trachenberger Kriegsrates gebieten ihm ja, einen entscheidenden Schlag zu vermeiden, der jetzt nur verhängnisvoll werden kann. Zurück! Das ist ein häßliches Wort für den General Vorwärts, „General Pascholl“ nennen ihn die Russen.

Doppelt häßlich bei der Lage, in der er sich befindet.

Die ihm unterstehenden russischen Generale, die ungern dem Befehle des Preußen sich unterwerfen, ja teilweise den Oberbefehl für sich selbst erhofft hatten, bereiten ihm viele Schwierigkeiten; ja es kommt sogar so weit, daß sie seine Befehle nicht ausführen. Ein Sieg allein konnte Blücher hier die nötige Achtung verschaffen. Der Alte, von Gneisenau und Müßfling trefflich beraten, weiß aber die russischen Waffenbrüder mit

großer Mäßigung zu behandeln und schonend den Ungehorsam als Mißverständnis zu erklären. Die Folge sollte zeigen, wie gut er damit tat.

Napoleon hatte sich darin getäuscht, daß er glaubte, es würde ihm genügend Zeit bleiben, um Blücher zu schlagen.

Von Dresden kommen Nachrichten, die Napoleons Anwesenheit dort dringend erheischen, denn das böhmische Heer Schwarzenbergs, bei dem sich die verbündeten Monarchen befinden, erscheint früher, als der Kaiser annahm. Unter Mitnahme mehrerer Armeekorps bricht er am 23. August nach Dresden auf, wo er rechtzeitig ankommt.

Die blutige Schlacht bei Dresden endet mit einer Niederlage der Verbündeten. Es ist die letzte Siegeschlacht Napoleons vor dem großen Drama, das sich im Oktober bei Leipzig abspielen wird.

Als man im Hauptquartier des schlesischen Heeres am 25. August den Abzug Napoleons mit einem großen Teile seiner Truppen erfährt, steht bei Blücher ein Entschluß fest. Der Entschluß heißt:

„die Schlacht“.





Napoleon auf einem Erkennungsritt.

XXVII.

Flüchtlinge aus der Katzbachschlacht.

Bestern hat ein furchtbar rauher Sturmwind aus Nordwesten die tiefschwebenden, bleigrauen Wolken über das Land gepeitscht. Heut früh — wir schreiben den 26. August 1813 — fing es an ein wenig zu regnen, dann immer mehr, und seit Mittag regnet es „Bindfaden“, wie das Volk sagt. Die armen Leute draußen, namentlich die Landwehrmänner in ihren dünnen Leinenhosen, leiden sicher hart unter der Ungunst der Witterung.

Schon mehrmals klang es wie fernes Donnerrollen.
Oder ist es Geschützfeuer?

Als sich das verbündete Heer zum Kampfe anschickte, da war eine Freudenbotschaft beim Oberkommando eingelaufen, die geflüstertlich verbreitet, rasch die Schlachtreihen durchfliegt. Bülow hat den Marschall Oudinot bei Großbeeren, zwei Meilen südwestlich von Berlin, völlig geschlagen und die Landeshauptstadt gerettet. Bülow hat die Schlacht gegen den Willen des Oberfeldherrn der Nord-Armee geschlagen, der erst hinter Berlin eine Stellung einnehmen wollte. Was galt dem Kronprinzen von Schweden, dem früheren Schlachtengefährten Napoleons, auch Berlin? Anders fühlte der Preuße

Bülow: „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen.“ Die herrliche Siegeskunde belebt den Mut der Soldaten gewaltig; sie wollen sich ihrer Kameraden drüben in der Mark würdig zeigen.

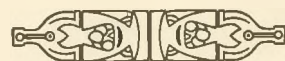
Das war der Sieg, der heute in den Fahnen rauschte, deren seidene Falten regenschwer zusammenklatschten. Der jugendliche Greis Blücher glüht vor Freude. Das war ein Tag nach seinem Herzen. Hatte er sich doch nicht versagen können, an der Spitze der Reserve-Reiterei auf den Feind loszujagen. Als er am späten Abend in tiefster Dunkelheit und bei strömendem Regen mit Gneisenau nach seinem Hauptquartier Brechtelshof reitet, da arbeitet es in seinem Innern: „Na, Gneisenau, die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten, aber jetzt laßt uns mal dran denken, was wir klugerweise zusammenbringen, wie wir sie gewonnen haben.“

Am 26. August wurden alte Bekanntschaften erneuert. Hork stand seinem früheren Vorgesetzten, dem Marschall Macdonald, als Feind gegenüber, unter dessen Oberbefehl er 1812 das preußische Hilfskorps gegen Rußland geführt hatte.

Weg und Steg altbekannt, grüßte das Schlachtfeld den Helden Gneisenau. Hatte er doch als Hauptmann bei den Füsilieren 11 Jahre lang in dem nur 1 Meile entfernten Jauer in Garnison gelegen, wo man ihn, da er diese Rangstufe 16 Jahre lang bekleidete, unter dem Scherznamen „der ewige Hauptmann“ oder „der Hauptmann von Kapernaum“ kannte.

Vereinzelt jagen feindliche Kavalleristen durch die Stadt und zu dem westlichen Ausgang wieder hinaus. Dazwischen Troßknechte auf Zuggäulen mit abgeschnittenen Strängen. Immer zahlreicher erscheinen die Reiter, zuletzt in ganzen Trupps. Später kommt auch Fußvolk, dazwischen Kavalleriepferde, auf denen sich Infanteristen festklammern, hügellos, bisweilen zwei auf einem Pferde, Gäule mit herabgeglittenem Sattel unter dem Bauche, wild dahinjagend, daß die nachschleifenden Bügel auf dem Pflaster klappernd und klingend aufschlagen, Kavalleristen zu Fuß — — — immer dichter wird die sich heranwälgende Masse.

Die Franzosen müssen eine schwere Niederlage erlitten haben. Was man zu sehen bekommt, deutet auf eine völlige Auflösung hin.





Flüchtlinge aus der Katzbachschlacht.

XXVIII.

heil den Befreiern! Vivat Vater Blücher!

Die Niederlage Macdonalds war eine vollständige. Die Kahbach und die in sie einmündende „Wütende“ Neiße, sonst unbedeutende Wasserläufe, schwellen als echte Gebirgswasser bei den furchtbaren Regenmengen, die niedergingen, nach wenigen Stunden schon stromartig an. Als die Franzosen, die Talhänge hinabgeworfen, das andere Ufer zu erreichen suchten, fanden viele in den Fluten ihr Grab, während die Zurückbleibenden dem Sieger als Gefangene in die Hände fielen. Alle Hohlwege waren angefüllt mit verfahrenen und umgestürzten Geschützen, Munitionswagen, Toten und Verwundeten. Die bei dem trüben Wetter rasch um sich greifende Dunkelheit ließ am Abend den Erfolg noch nicht übersehen.

Wenn man die damaligen Feldzüge — mit Recht — unter dem Namen der „Befreiungskriege“ zusammenfaßt, so haben, abgesehen von der Völkerschlacht bei Leipzig, die endgültig Napoleon aus Deutschland vertrieb und somit das erste Anrecht auf den Namen einer Befreiungsschlacht hat, ganz besonders drei Schlachten die Merkmale einer solchen, und zwar die von Großbeeren, die Berlin befreite, dann die Schlacht bei Dennewitz am 6. September, durch welche ein erneuter Anschlag auf Berlin zunichte gemacht und der Feind aus der

Mark vertrieben wurde. Napoleon erkannte mit Recht in Preußen seinen gefährlichsten Gegner, daher die wiederholten Anstrengungen, die Hauptstadt in seine Gewalt zu bringen, was auch zugleich den Entsatz der französischen Garnisonen von Stettin und Küstrin zur Folge gehabt hätte. Diesen Schlachten reiht sich die an der Kahbach an, welche Schlesien vom Druck des Feindes erlöste.

Durch die siegreiche Schlacht war mit einem Schlage Blüchers Ansehen bei den russischen Generälen hergestellt. Namentlich Langeron, der ihm bisher die meisten Schwierigkeiten bereitet hatte und noch während der Schlacht ein unverantwortliches Benehmen sich hatte zuschulden kommen lassen, war wie umgewandelt. Der andere russische Korpskommandeur, Saaken, war sogar zu einem begeisterten Verehrer des Oberfeldherrn geworden. Der gemeine Mann aber vergötterte den „Vater Blücher“ förmlich, die Russen kaum weniger als die Preußen.

Die Befreier! Alles ist auf den Beinen, überall frohe Gesichter. Man windet Kränze und bindet Sträuße.

Nun hat die Not hoffentlich ein Ende. Man hat ja Leid genug erfahren; um so größer ist die Freude, um so tiefer das Gefühl der Erlösung, um so inniger der Dank.

Trommelschall und Hörnerklang!

„Sie kommen!“

Das sind die altgewohnten Klänge des Dessauer Marsches. Dem bejahrten Bürger, der noch den Großen König von Angesicht zu Angesicht sah, wenn er zur Revue herkam, wird es wie andächtig zumute. Das sind alte liebe Klänge. Hat man doch in der letzten Zeit, oft bis zum Überdruß, nur die französischen Märsche gehört, den „Sturmmarsch von Marengo“, „La Favorite“, „Veillez pour l'empire“ und wie sie sich alle betiteln mögen.

So kommt Regiment auf Regiment, freudig begrüßt.

Der Jubel erreicht aber seinen Höhepunkt, als Blücher mit seinem Stabe erscheint. „Vivat“ und abermal „Vivat Vater Blücher“, so schallt es, und so pflanzt sich der Ruf fort vom Tore bis zum Markte, wo der Held Wohnung nimmt. Und vor dem Hause schart sich ehrfurchtsvoll die Menge. Wenn aber das markige Greisenantlitz am Fenster erscheint, dann tönt der Jubel von neuem, und die Rufe wollen schier kein Ende nehmen.





Heil den Befreiern! Vivat Vater Blücher!

Gefangene Franzosen von Kalmücken und Baschkiren bewacht.

Der Regen, der am Donnerstage, dem Schlachttage, zu fallen anfang, dauerte ununterbrochen bis zum Sonntagvormittag. Da erst begannen die Wolken zu brechen. Freilich hielten die fast ungangbaren Wege, vor allem aber die wegen des Hochwassers nur mit Mühe zu überschreitenden Wasserläufe die Verfolgung auf, andererseits waren sie aber auch dem Feinde verderblich. Mußte doch unter anderem die Division Puthod bei Plagwitz, gegenüber von Löwenberg, durch den reißenden Bober abgeschnitten, die Waffen strecken, nachdem die Versuche, durch Schwimmen zu entkommen, vielen das Leben gekostet hatten.

Gefangene werden von allen Seiten eingebracht; einzelne Versprengte, wie ganze Trupps. Manche waren im Dunkel der Regennacht auf der Flucht vom Wege abgekommen und mußten dann, in den Waldbergen umherirrend und in abgelegenen Gehöften um Brot bittend, das Leben fristen, bis sie einer Patrouille in die Hände fielen. Bis zum 3. und 4. September werden immer noch Franzosen aufgegriffen und als Gefangene eingeliefert.

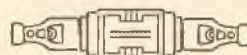
Vor der Stadt liegt ein großer ungepflasterter Platz, die „Freiheit“ genannt. Unmittelbar daran, nur durch eine von Kastanienbäumen beschattete Straße getrennt, ist das Schützenhaus gelegen. Alljährlich, zum dritten Pfingstfeiertage, wenn die Schützengilde ihr Königsschießen abhält, das 8 Tage lang dauert, bedeckt sich der Platz mit Karussells, Würfelbuden, Schaustellungen von wilden Menschen, Zauberkünstlern, dressierten Tieren, Menagerien. Seiltänzer zeigen ihre Künste, Guckkastenmänner locken zur Betrachtung älterer oder neuerer Zeitereignisse, wie „die große Pulverexplosion in Eisenach am 1. September 1810“ oder „das Bombardement von Kopenhagen“. Sonst finden hier auf dem Platze zu gewissen Zeiten Pferde- und Viehmärkte statt.

Heute wandern wir wieder einmal hinaus nach der „Freiheit“. Der schöne Sonnenschein nach all' den Regentagen tut so wohl. Das mögen auch die armen Gefangenen spüren, die dort unter den Kastanien rasten. Ihre Bewachung hat man einer Abteilung Kalmücken und Baschkiren anvertraut. Eine merkwürdige Art von Reiterei auf elenden Kleppern. Als Schlachtentruppe unverwendbar, sind die Kerle höchstens zur Bewachung zu gebrauchen. Man findet bei ihnen außer Lanzen, Säbeln und Pistolen noch häufig Pfeile und Bogen und unglaub-

lich unbrauchbare alte Luntenschloßgewehre, die in der Nähe der Mündung mit einer durch ein Scharnier herunterklappbaren Gabel versehen sind. Diese soll als Stütze für das Gewehr dienen beim Feuern in knieender Stellung.

Das gute Herz der Einwohner macht sich auch hier wieder bemerkbar. Sie lassen die Gefangenen nicht entgelten, was ihnen von den Franzosen für Leid geschehen.

Beim Anblick der herbeigeschafften Ekwaren will eben der pelzmückige Tambourmajor freudig erregt aufspringen, als auch schon der mongolische Reiter die Übergabe der Lebensmittel zu verhindern sucht. Doch man glaubt durch den Verkehr mit den Kosaken schon einige Erfahrungen gemacht zu haben, die sich vielleicht auch bei diesen Söhnen der Steppe benutzen lassen. Das gebrannte Wasser soll den Passierschein bilden. Hoffen wir zugunsten der hungernden Gefangenen, daß der Bestechungsversuch glücken möge. Die armen Kerle sind wirklich zu bedauern. Uhr und Börse gehörte nach damals allgemein üblichem Brauche dem Sieger. Namentlich die Kosaken entwickelten auch im übrigen ein großes Talent im Ausplündern. Der barfüßige Husar, der so trübselig am Baume lehnt, hat wahrscheinlich gar zu schöne Stiefel gehabt!





Gefangene Franzosen von Kalmücken und Baschkiren bewacht.

Feier des Leipziger Sieges.

Der Glücksstern Napoleons, der ihm noch bei Dresden geleuchtet, ist im Verbleichen. Bei Kulm, Dennewitz und Wartenburg werden seine Heerführer Vandamme, Ney und Bertrand geschlagen und eng und enger umklammern ihn die Heere der Verbündeten in der Leipziger Schlachtenebene, um ihm eine endgültige Niederlage zu bereiten. „Die Völkerschlacht“ haben die Zeitgenossen das gewaltige Ringen benannt.

„O, Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Zeiten Rad,
So lange scheinet der Sonne Strahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.“

O, Leipzig, gastlich versammelst du
Aus allen Enden der Völker Schar;
Auf! Ruft dem Westen und Osten zu,
Daß Gott der Helfer der Freiheit war,
Daß Gott des Tyrannen Gewalt zerstoben,
Damit sie in Osten und Westen loben
Die Leipziger Schlacht.“

Die „fühnende“ Leipziger Schlacht hat sie ein Dichter genannt.

„Hinter uns, in Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach.“

Hinter uns die Prüfungszeit wie ein böser Traum, aber leider mahnen zuviele Wahrzeichen, daß sie mehr als ein Traum war. Die Brandstätten, die ausgeraubten Wohnungen, die verwüsteten Felder und Gärten, die

frischen Grabhügel und auf den Straßen die Trauerkleider sprechen eine ernste Sprache.

Keine Tür, an die nicht die Not der Zeit geklopf hätte.

Nun läuten die Glocken und rufen und laden zum Hause des Herrn.

Inbrünstig hat man beten gelernt in der Zeit der Not; inbrünstig rauscht heut das Danklied empor. Wohl bluten noch offene Wunden, wohl fließen heiße Tränen, noch bangt manches Mutterherz um den Sohn, den sie vielleicht unlängst auf der Leipziger Kampfstätte vor Probstheida, Wachau oder Möckern eingebettet haben in eines der Massengräber zum stillen, letzten Schlaf. Noch wird manches Opfer fallen müssen, mancher beim Siegeszug fehlen, denn so lange Bonaparte auf dem Throne sitzt, ist an dauernden Frieden nicht zu denken. Und doch klingt das Lied so innig, das Lied des Dankes für des Vaterlandes Befreiung.

Der Herr hat Großes an uns getan!

Das Volk ist aufgewacht, es hat sich selbst gefunden, hat gelernt, wie sein großer Dichter Schiller gesagt, sein Alles freudig an seine Ehre zu setzen und hat gelernt, das Leben nicht als der Güter höchstes anzusehen. Statt enger, kleinlicher Anschauung, statt erbärmlicher Jähsucht erfüllt ein freudiger Idealismus die Volksseele. Und

das Volk hat wieder ein Vaterland und den Glauben an das Vaterland.

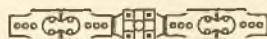
Der vaterländische Gedanke, zuerst tatkräftig geworden im Preußenvolke, findet lebendigen Widerhall im Süden und Norden des großen deutschen Vaterlandes, wo erleuchtete Geister ihn allenthalben vorempfanden.

Die Folgejahre bringen manche Enttäuschung, aber der Gedanke bleibt lebendig, und das Volk träumt den sehnsuchtsvollen Traum vom Kaiser und von des Reiches Herrlichkeit. Durch die Stürme des Jahres 1848 klingt laut vernehmlich das Lied von Kaiser und Reich.

Und was das deutsche Volk gehofft und geträumt, wofür es gelitten und geblutet, das wurde am 18. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles zur Wahrheit.

Was mag in der Seele des greisen Sohnes der Königin Luise vorgegangen sein, als ihm inmitten der deutschen Fürsten und Führer aus Süden und Norden das erste Kaiserhoch von den Lippen des edlen Großherzogs von Baden entgegentönte und brausenden Widerhall fand?

Heute, wo unter dem Enkel des ersten deutschen Kaisers das Reich mit seinen Fürsten und Volksstämmen achtungsgebietend dasteht, ein Hort des Friedens, und die deutsche Flagge von Meer zu Meere fliegt, da wollen wir uns erinnern, was unsere Vorfahren vor hundert Jahren gelitten und geleistet und wollen uns nicht verkümmern lassen die Freude am hehren, heiligen, großen deutschen Vaterlande!





Feier des Leipziger Sieges.

Unser Kronprinz.

Ein Gedenkbuch für Deutschlands Volk und Jugend von Max Niedurnj mit zahlreichen Illustrationen.

46 Bilder aus dem Leben des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen.

☞ In vornehmem Geschenkband 2,50 Mk. ☞

Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Deutsch-Südwest-Afrika.

von A. Oskar Klaußmann.



Mit Kartenskizze und Vollbildern nach Originalphotographien, farbiger Illustration und Titelzeichnung von Kunstmaler A. Dressel. — Ein spannend und interessant geschriebenes Buch, nach den Aufzeichnungen eines Mitgliedes der deutschen Schutztruppe in Südwest-Afrika, behandelnd den Krieg gegen die Hereros und Hottentotten.

Im Phönix-Verlage von Carl Siwinna

Leipzig und Kattowitz
erschien ferner:



Verkleinerte Illustrationsprobe.

Schlagende Wetter.

Episoden aus dem Leben eines jungen Bergmannes.

von A. Oskar Klaußmann.

Mit prächtigen bunten Illustrationen von Richard Knötel.
Elegant in ganz Leinen gebunden 3,— Mk.

Heil Euch im Silberkranz.

Ein Gedenkbuch zur Silberhochzeit unseres Kaiserpaars

von A. Oskar Klaußmann.

176 Seiten stark mit zahlreichen Illustrationen.
In künstlerischem Einband von A. Dressel.

„heiß Flagge und Wimpel.“

Ein hochinteressantes Buch über das Leben und Treiben an Bord eines deutsch. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffes von A. Oskar Klaußmann.

Illustriert von Willy Stöwer.

Preis, in mehrfarbigen Leinenband elegant gebunden, 4,50 Mk.



Im Kampf um die Heimat.

Eine Geschichte aus schweren Tagen von Paul Knötel.

Buchumschlag und Illustrationen von Richard Knötel.

Preis in elegant Leinen gebunden 3,50 Mk.





R. Knötel.



BIBLIOTEKA
Uniwersytetu Śląskiego

572 352